
ARMEE
Rundschau
Magazin des Soldaten
HEFT 12 • DEZEMBER 1965 • PREIS



Zeichnung: Paul Klimpke

Allen unseren Leserinnen und Lesern
ein gesundes, erfolgreiches und friedliches Jahr 1966!

Am Weihnachtsbaume...

Der Winter ist auf Hiddensee wie in anderen Gegenden. Einzig der beginnende und der nachlassende Frost macht den Inselbewohnern zu schaffen, denn da ist das Eis überm Bodden noch nicht fest genug für Schlitten und für Schiffe doch schon eine Barriere.
Aber das ist in jedem Jahr so, und so ist es nichts Aufregendes. Man deckt sich rechtzeitig mit Lebensmitteln und anderem Lebensnotwendigen ein.
Gewöhnlich kommt der Winter auch erst spät über die Insel. Um Weihnachten ist der Bodden offen, und die Fischer fahren nach Rügen hinüber, sich einen Weihnachtsbaum zu holen. In jenem Jahr jedoch hatte sich der Winter schon früh eingestellt, und die kritische Zeit fiel in die Vorweihnachtswoche. Die Bewohner verfolgten besorgt den Wetterbericht. Zwar war der Weihnachtsbraten nicht in Gefahr. Der Lagebericht des Leiters der Grenzwache hatte von einem Vorrat für drei Monate gesprochen. Aber die Weihnachtsbäume fehlten noch. Ob die Grenzer nicht einen Weg wüßten, fragten die ratlosen Fischer. Es sei doch kein Weihnachten für die Kinder, so ohne Lichterbaum.
Um das Vertrauen der Fragenden nicht zu enttäuschen, entschloß sich der Leiter der Dienststelle Hiddensee, die vorgesetzte Dienststelle auf Rügen von der besonderen Lage zu informieren.
Dann wartete er ohne viel Hoffnung, und die Inselbevölkerung wartete, und die Kinder träumten vom Weihnachtsbaum und den Geschenken, die darunter liegen würden, doch dieser Traum schien mehr und mehr unerfüllbar, denn der Bodden lag gefroren und doch nicht gefroren genug, das Wetter änderte sich nicht, und die Dienststelle auf Rügen schwieg.
Die Hoffnung auf ein Bäumchen wurde schwächer und schwächer, und als sich am Mittag des Vorweihnachtstages noch nichts getan hatte, war sie erloschen. Doch da, als keiner mehr hoffend und sehnsüchtig über den Bodden zum Festland blickte, kam das Ersehnte von der entgegengesetzten Seite. Von der noch eisfreien offenen See her nahm ein Küstenschutzboot der Volksmarine Kurs auf die Insel. In einer etwas geschützten Bucht warf es Anker. Gespannt folgten die schnell am Strand versammelten Männer, Frauen und Kinder, wie ein mit Tannenbäumen beladenes Schlauchboot zu Wasser gebracht wurde und drei Matrosen den Kampf mit Wind und Wellen aufnahmen. Beinahe eine Stunde mußten sie sich mühen, ehe sie ihre Fracht übergeben konnten und eine weitere Stunde, ehe sie endlich wieder an Bord ihres Küstenschutzbootes gehievt wurden, und trotzdem waren die drei Matrosen gewiß glücklich, daß gerade sie den Auftrag erhalten hatten. So wie das Leuchtfeuer strahlte, so wie die Kerzen an den Bäumen leuchten würden, so hatten die Augen der Kinder am Strande sie angestrahlt...
Während das Küstenschutzboot, den Frieden der Weihnacht bewachend, seine Patrouillenfahrt fortsetzte, saßen die Menschen auf Hiddensee in den festlichen Stuben und sangen von dem Weihnachtsbaume, an dem die Lichter brennen, — und das Licht und die Wärme der Empfindungen jener, die auf der Insel Weihnachten feierten, strahlten hin bis zu denen, die auf der See an sie dachten.

Oberleutnant Klaus Peters



Vignette: Parschau

ZWISCHEN WECKEN UND ZAPFENSTREICH

POSTSACK

Prost Neujahr!

Was ist aus der Leserbefragung geworden, die Sie Anfang und Mitte des Jahres hielten?

Gudrun Köhler, Dessau

Die Meinungen von rund 2000 Lesern zur AR haben wir gründlich ausgewertet. Das Ergebnis wird im neuen Jahr sichtbar: Den Leserwünschen entsprechend, machen wir Sie in einer farbigen Bildserie mit den Dienstgradabzeichen der sozialistischen Bruderarmeen bekannt. Die aktuelle Umfrage wird durch die Erweiterung auf vier Seiten informativer und analytischer. Mehr als bisher werden wir auch waffengeschichtliche Beiträge bringen. Mit ganzseitigen Fotos bzw. größeren Reportagen wollen wir prominente Künstler vorstellen, die momentan als Soldat dienen. Und schließlich wird auch die internationale Berichterstattung umfangreicher. Unsere Devise: Noch interessanter, noch bunter, noch informativer!

Reden ist Silber, Schreiben ist Gold

Auf der Fahrt von Prenzlau nach Torgelow lernte ich am 24. August 1965 einen Unteroffizier kennen. Wir unterhielten uns über Gotha. Vielleicht habe ich Glück, auf diesem Wege seine Adresse zu erfahren.

Heidemarie Lübke, Gotha

Reservistenabzeichen

Wird das Reservistenabzeichen in verschiedenen Stufen verliehen?

Rolf Kümmel, Lübben

Ja. Bei einer Dienstzeit bis zu zwei Jahren in Bronze, bis zu zehn Jahren in Silber und bei noch längerer Dienstzeit in Gold.

Für . . .

Immer wieder Sonderklasse: Deine aktuelle Umfrage! Besonders das letzte Thema (Heft 10) hat mir großartig gefallen. Hoffentlich fühlen sich alle säumigen Betriebe und Hausgemeinschaften angesprochen.

Brigitte Schauer, Wismar



. . . und wider

Die Militärtechnische Umschau könnte ruhig noch erweitert werden. Dafür solltet Ihr auf die aktuelle Umfrage und den Spatz Schlaukopf verzichten.

Lutz Schober, Leisnig

Ausgang in Grenzen

Laut DV 10 14 kann ich als Soldat auf Zeit täglich bis 06.00 Uhr ausgehen. In der Praxis läßt man mich aber nicht jeden Tag raus.

Obermaat Korzig, Peenemünde

Die militärischen Aufgaben lassen es selbstverständlich nicht zu, täglich eine unbegrenzte Anzahl von Genossen in Ausgang zu schicken. Deswegen heißt es auch in der DV 10 14, daß die Kommandeure die Anzahl der Urlauber und Ausgänger unter Berücksichtigung des Erhalts der Gefechtsbereitschaft festzulegen haben. Dabei können nicht immer alle Wünsche berücksichtigt werden.

Gemütlich gemacht

Als wir hierher kamen, sah es trist aus in unserer Stube. Wir kauften uns im Kollektiv bunte Gardinen, eine hübsche Tischdecke, guten Wandschmuck, und auch Blumen schmücken unser Zimmer. Jetzt ist es direkt gemütlich geworden bei uns.

Kanonier Petermann, Schwerin

Geld nach Lehrjahren

Wieviel Geld kriegt ein Offiziersschüler? Hartmut Müller, Pasewalk

Im ersten Lehrjahr bekommt er 200,– MDN und für jedes weitere Lehrjahr 100,– MDN mehr.

Gesucht wird . . .

. . . ein Matrose, den ich am 21. August 1965 in Mukran kennenlernte. Er ist Kraftfahrer bei der Volksmarine. Leider hatten wir keine Gelegenheit, unsere Adressen auszutauschen.

Hannelore Kohnke, Eichwalde

Deswegen die Flinte ins Korn werfen?

In der Truppe war ich Soldat auf Zeit mit dem Dienstgrad Unteroffizier. Jetzt bin ich Offiziersschüler im 1. Lehrjahr. Vorher bekam ich bis 06.00 Uhr Ausgang, jetzt aber nur bis 24.00 Uhr. Wenn das so bleibt,

gehe ich hier wieder weg und mache lieber nur meine 3 Jahre.

Offiziersschüler Horn, Plauen

Bevor wir darauf antworten, hätten wir gern die Meinung unserer Leser gehört.

Kleinigkeiten?

Man sieht auch an Kleinigkeiten, daß unsere Volksarmee ihre Soldaten gut erzieht. Wenn ich mit dem Kinderwagen an irgendeiner Treppe stehe, geht so mancher Mann achtlos vorbei. Die Soldaten haben mir dagegen immer geholfen.

Anna Riskat, Berlin

Alles neu macht der Mai

Im Mai 1966 habe ich meinen Grundwehrdienst hinter mir und diene dann noch weitere 18 Monate als Soldat auf Zeit. Kriege ich da eine neue Uniform?

Stabsgefreiter Söther, Prora

Nicht nur das. Nach der DV 98/4 wird Ihre Bekleidung dann u. a. wie folgt ergänzt: 1 Mantel, 1 Uniformjacke, 1 lange Hose, 1 Pullover, 1 Paar Stiefel, 1 Schirmmütze, 2 Unterhemden und -hosen, 3 Paar Socken. Teils müssen Sie dafür die alten Sachen abgeben, teils können Sie sie behalten.

FKK im neuen Jahr?

Wenn ich nicht irre, wird die „Armee-Rundschau" 1966 zehn Jahre alt. Fast genauso lange warte ich aber nun auch schon auf ein paar schöne Aktfotos in unserem Soldatenmagazin. Ob sich FKK im neuen Jahr auch bei Euch durchsetzt?

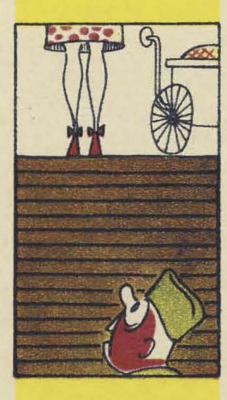
Werner Mittweige, Jena

SVK-Beiträge ruhen

Muß ich als Wehrpflichtiger von meinen 80,– Mark auch noch SVK-Beiträge zahlen?

Horst-Günther Uhlig, Eilenburg

Im Grundwehrdienst ruht die Beitragszahlung zur Sozialversicherung, dennoch bleiben die Leistungsansprüche – ebenso für mitversicherte Familienangehörige – bestehen. Auch für die spätere Rentenberechnung gilt die Armeezeit als Versicherungszeit, wobei der letzte beitragspflichtige Durchschnittsverdienst vor der Einberufung berechnet wird.





Mit dem Herzen dabei

Von seinem Batteriechef hatten wir erfahren, daß unser Kollege Erhard Nique seinen Ehrendienst bei der NVA zuverlässig und gewissenhaft versieht. So beschloß unser Reservistenkollektiv, ihn in Prenzlau zu besuchen. Der Betriebsleiter gab uns einen Brief und eine Prämie von 75,– MDN für ihn mit. Wir sorgten jedoch noch für eine besondere Überraschung. Erhard hat im April 1965 geheiratet; einen Monat später wurde er einberufen. Als er das letzte Mal zuhause war, konnte er seine junge Frau nur im Krankenhaus besuchen. Da sie inzwischen wieder genesen war, nahmen wir sie heimlich mit, zumal sie einen Tag nach unserem Eintreffen Geburtstag hatte. Erhard konnte sein Glück gar nicht fassen – er strahlte über's ganze Gesicht. Der Batteriechef gab ihm darüber hinaus noch zwei Tage Standorturlaub, so daß er mit seiner Frau zusammen sein konnte. Herbert Semrau, Güstrow

Mach und andere Zahlen

Kürzlich las ich bei Euch die Bezeichnung „Mach". Was versteht man darunter?

Jürgen Münster, Halle

Man versteht darunter das Verhältnis der Flug- zur Schallgeschwindigkeit in einer bestimmten Höhe. M = 1 ist Schallgeschwindigkeit. Sie vergrößert sich mit der Höhe. Ab 11 km Höhe bleibt sie konstant (295,2 m/s = 1063 km/h).

Mit großer Freude

Seit mein Verlobter bei der Armee ist, lese ich die AR mit großer Freude. Sie gefällt mir sehr gut, besonders der Postsack.

Christina Lehmann, Freiberg

Mädchen in Uniform

Als eifrige Leserin der AR fiel es mir schon des öfteren auf: ein Dienstgrad und dahinter ein weiblicher Vorname. Welche Tätigkeiten üben diese Mädchen und Frauen aus? Maria K. Pohlenk, Radibor

Weibliche Armeeangehörige sind vorwiegend als Fernschreiberinnen, Telefonistinnen und Stenotypistinnen tätig. Sofern Sie sich für den Dienst in der NVA interessieren, können Sie sich wegen näherer Auskünfte an folgende Adresse wenden: Nationale Volksarmee, 126 Strausberg, Postfach 8734.

Aus den Augen, aus dem Sinn?

Seit 6 Wochen liege ich im Lazarett. Keiner hat mich bisher besucht, und daß ich Gefreiter geworden bin, erfuhr ich so nebenbei aus einem Brief meiner Stubenkameraden.

Gefreiter Heine, Hirschberg

Vom Soldatenmagazin die herzlichsten Glückwünsche zur Beförderung. Vielleicht fällt Ihren Vorgesetzten jetzt auf, was sie vergessen haben.

Abschluß ohne Anschluß

Beim Abschlußfest unseres Ferienlagers lernte ich in Putgarten einen Matrosen kennen. Er heißt Karl-Heinz und ist aus Dresden. Wo mag er jetzt sein?

Gaby Puchelt,
705 Leipzig, Harnackstr. 6

An der Wolokolamsker Chaussee

Wo hat die berühmte Panfilow-Division gekämpft, und wo kann man mehr darüber lesen?

Günter Wittich, Elsterwerda

Für ihren heldenhaften Kampf 1941 bei Wolokolamsk wurde die unter dem Kommando von General Panfilow stehende 316. Schützendivision in 8. Gardeschützendivision umbenannt. Von ihren Kämpfen erzählt Alexander Bek in „Die Wolakolamsker Chaussee" und „General Panfilows Reserve". Beide Bücher sind im Deutschen Militärverlag erschienen.

Es gibt noch Kavaliere

Ich fuhr in einem überfüllten Zug von Berlin nach Zwickau. Nirgends war ein Sitzplatz zu bekommen. Doch Matrose Seriot war Kavalier und bot mir seinen an.

Jutta Janz, Brandenburg

Sie sollten sich nicht genieren

Meine Meinung zu „Genieren sie sich?" (Heft 10): Ist es nicht eine Schande, wenn sich unsere jungen Soldaten schämen, im Urlaub die Uniform zu tragen?

Gerda Kirchner, Aschersleben

Es soll sogar Generale geben, die ab und an gern einmal in die „legere Haut" schlüpfen.

Günter Striegler, Berlin





Vignetten: Klaus Arndt

Ein schmucker Soldat ist doch was! Warum da das zivile Versteckenspielen? Gundula Schmidt, Zwickau

Gerade das Manöver „Oktobersturm" zeigte sehr deutlich, welches Ansehen unsere Soldaten genießen. Deshalb sollte jeder Genosse seine Uniform in Ehren halten.

Werner Sturm, Saalfeld

Vielleicht liegt es daran, daß die Soldaten meinen, sich in Zivil freier bewegen zu können?

VP-Hwm. Benning, Jüterbog

Ich sehe keinen Grund, mich in Uniform zu genieren. Ich zeige damit, daß ich zu denen gehöre, die unsere sozialistischen Errungenschaften mit der Waffe in der Hand schützen. Eine bessere Sache kann es nicht geben. Gefreiter Siewert, Potsdam

Im Urlaub gehe ich gern mit meinem Mann spazieren — selbstverständlich muß er dabei die Uniform tragen. Er sieht schick darin aus.

Regine Thommelten, Wismar

Woher nehmen?

Soviel ich weiß, gibt es auch eine Zeitschrift „Militärtechnik". Wo bekommt man sie?

Monika Reibestein, Berlin

Wenden Sie sich bitte an den Buch- und Zeitschriftenvertrieb Berlin, Rungestr. 20

Schachspiel per Brief

Da ich sehr gerne Schach spiele, suche ich einen Fernschachpartner.
Stabsgefreiter Marquardt, Stallberg

... wieder mal Urlaub

Wieviel Urlaub bekommen die wehrpflichtigen Soldaten?

Ursula Ahrendt, Thelkow

Für Soldaten im Grundwehrdienst gibt es 18 Tage Erholungsurlaub sowie mindestens sechsmal Kurzurlaub, in der Regel also aller 12 Wochen.



Soldat Lorenz fragt: Nach Abschluß der Fachschule wurde ich sofort einberufen. Ganz abgesehen von meinen persönlichen Wünschen – ist es nicht überhaupt unzweckmäßig? Denn wir verlieren doch inzwischen einen wesentlichen Teil unserer erworbenen Kenntnisse.

Sicher kennen Sie auch folgende Meinung: „Wir sind gerade mit der Oberschule fertig, nun laßt uns erst einmal studieren. Wann sollen wir denn sonst fertig werden!" Schließlich besteht bereits die Einschränkung, daß wer gerade studiert oder lernt, nicht einberufen wird. Ihre Ansicht reiht sich „historisch" daran an, und alles zusammengenommen ergibt: Der Wehrdienst ist nur für Nichtstudierte da. Das wollten Sie nicht sagen, aber Ihre Forderung läuft darauf hinaus.
Der Wehrdienst ist ein notwendiger und deshalb auch ein ehrenvoller Auftrag, aber er ist natürlich auch für jeden, ganz gleich ob junger Schlosser oder Ingenieur, ein bestimmtes Opfer. Oder glauben Sie, der junge Facharbeiter, begierig, sich in seinem Beruf seinen Platz zu erobern oder seiner schon vorhandenen Familie ein bekömmliches Leben zu sichern, ist immer gleich begeistert, plötzlich von alldem für 18 Monate getrennt zu werden? Trotzdem wächst die Zahl derer, bei denen sich neben der Erkenntnis der Notwendigkeit des Dienstes auch der Stolz entwickelt, gut zu dienen.
Natürlich wäre es am zweckmäßigsten, wenn der Wehrdienst generell unmittelbar nach Vollendung des 18. Lebensjahres und bei zukünftigen Studenten vor Aufnahme des Studiums abgeleistet würde. Auch die volkswirtschaftlichen Belange könnten so am besten berücksichtigt werden. Aber das wird erst dann endgültig möglich sein, wenn wir aus der Zeit der geburtenschwachen Jahrgänge heraus sind.

Oberst Richter antwortet

Gefreiter Sobe fragt: Obwohl sich auch die FDJ-Leitung für meine Auszeichnung einsetzte, bin ich schon das zweite Mal nicht 'rangekommen. Kann man da überhaupt noch Vertrauen zum Kommandeur haben?

Eigentlich müßte ich mich jetzt an das alte Sprichwort halten: „Eenes Mannes Rede ist keene Rede, man muß hören alle beede!" Aber den Kern der Frage kann man auch beantworten, ohne „alle beede" gehört zu haben. Nämlich: Gehört es wirklich unlösbar zum Vertrauen, daß die eigenen Wünsche und Vorstellungen in jedem Falle erfüllt werden?
Ich will es mir nicht mit einem salomonischen Urteil leicht machen, wonach immer eine Übereinstimmung zwischen den Meinungen des Kommandeurs und des Kollektivs anzustreben ist – obwohl das in der Tat der Weisheit bester Schluß ist. Aber das Leben ist oft komplizierter, und es gibt mehr verzwickte Situationen als orientalische Spruchweisheiten. Aber unleugbar ist, daß das Vertrauen zum Vorgesetzten vor allem auf seinen (politischen, militärischen, geistig-moralischen) Qualitäten beruht, sie befähigen ihn zu verantworten und entscheiden.
Wie groß das Gewicht der Weisheit des Kollektivs auch sein mag, kommandieren kann im militärischen Leben nur einer – der Kommandeur als Einzelleiter. Ich gebe zu, ein Kommandeur, der die Ratschläge des Kollektivs in den Wind schlägt, ist kein guter und mitunter sogar am längsten Kommandeur gewesen. Jedoch gibt es Situationen, in denen sich der Kommandeur trotz Achtung der Meinung des Kollektivs oder auch wegen der Achtung dieser Meinung anders entscheiden kann. Deshalb muß er noch längst nicht falsch entschieden haben und schon gar nicht das Vertrauen verlieren.
Oft gibt es verschiedene Möglichkeiten der Lösung. Die Hauptsache ist, die Entscheidung befindet sich in Übereinstimmung mit den Prinzipien unserer Partei, den Gesetzen unseres Staates und den Befehlen bzw. Vorschriften der Armee.
So ist es wahrscheinlich auch in Ihrem Falle. So sollten Sie weder wegen der Ablehnung Ihres persönlichen Wunsches noch wegen eines scheinbaren Gegensatzes zwischen den Entscheidungen Ihres Kommandeurs und der Ansicht des FDJ-Leitungskollektivs gleich die ganze Persönlichkeit Ihres Kommandeurs anzweifeln.

Ihr Oberst





Soldat Riegelaps erste Dienstreise

Soldat Riegelap hatte Ursache, mit diesem 13ten einigermaßen zufrieden zu sein; es goß in Strömen, er aber saß in der warmen Unterkunft. Während die Kompanie irgendwo in schlammigem Gelände Dienst tat, hockte er im Zimmer am Tisch und schrieb Briefe. Riegelap war gerade dabei, voller Bedächtigkeit den Bleistift zu spitzen, als sein gemächliches Dasein unterbrochen wurde.

„Genosse Riegelap!" brüllte jemand im Korridor.

Verflucht, das war Feldwebel Kropf! Kropf, der zeitweilige Vertreter des Hauptfeldwebels, der Dampfmacher.

Erschreckt war der Soldat zusammengefahren, dann sprang er auf, schob sein rundes Gesicht durch die leicht geöffnete Türspalte. „Den ganzen Genossen Riegelap will ich haben", knurrte Kropf, der nicht weit entfernt am Fenster stand, den Innenrand seiner Schirmmütze mit einem bunten Taschentuch abtupfend. „Springen Sie getrost in Ihrer vollen Körpergröße heran", fügte er hinzu.

Riegelap warf Briefpapier und Bleistift in sein Schrankfach, schlüpfte in die Uniformjacke und baute sich dann mit wenig entzücktem Gesicht vor dem Feldwebel hin.

Kropf sagte: „Es ist in der Volksarmee üblich, daß sich der Soldat, so er aus dem Medizinischen Punkt entlassen wurde, zurückmeldet. Dies gilt, Genosse, auch für jene, die erst fünf Wochen bei der Innung sind. Das ist wohl selbstverständlich." Mit diesen Worten zog der Feldwebel einen Brief aus der Seitentasche. „Folgender wichtiger Auftrag: Dieses Schreiben bringen Sie nach Großenstein und geben es im Profelaktorium ab. Wo sich das Profelaktorium befindet, weiß ich nicht. Sie müssen sich durchfragen. Wiederholen Sie den Befehl!"

Riegelap tat dies, wagte aber anschließend noch zu fragen, was dieses Profelaktorium sei und welchem Zweck es diene.

Feldwebel Kropf zog die Brauen hoch. „Sie sind doch ein gebildeter Mensch, Genosse! Ich sagte Ihnen schon, daß Sie sich durchfragen müssen. Und ein Profelaktorium, das ist . . ." er zögerte, „. . . eine öffentliche Einrichtung. Der Feldscher hat gebeten, daß der Brief auf schnellstem Wege an Ort und Stelle kommt. Sie fahren mit dem Mittagszug. Dienstreisepapiere sind ausgestellt. Alles verstanden?" Kropf stapfte davon.

Soldat Riegelap war von Natur aus schüchtern und außerdem nicht mit der Logik verheiratet. Er versuchte in der Armee seinen Dienst nach dem Motto zu tun: Wer nicht aneckt, hat mehr vom Leben! Dieses weise Wort war ihm von seinem Onkel vor der Einberufung mitgegeben worden nebst einem 50-Markschein. Die finanzielle Grundlage war mithin gegeben, alles andere würde sich finden –, auch dieses Profelaktorium. Mit dem Fahrbefehl und einer noch ungelenken Ehrenbezeigung strich Riegelap wenig später durchs Kasernentor und stieß entschlossen zum Bahnhof vor.

Während der Fahrt beherrschten den Genossen alle möglichen Gedanken und Erinnerungen,





denn er befand sich allein im Abteil. Schließlich beschäftigte er sich mit der Fußballzeitung, die er am Bahnhofskiosk gekauft hatte. Plötzlich überkam den Soldaten die Vorstellung, dieses Profelaktorium müsse etwas mit seiner Fußballeidenschaft zu tun haben. Offenbar war irgendjemandem in der NVA diese Tatsache bekannt geworden, und nun entsandte man ihn, um an einer sportlichen Angelegenheit teilzunehmen. Bei der NVA ist alles möglich, dachte Riegelap, war aber von seiner Mutmaßung nicht voll überzeugt. Er zog den braunen Umschlag aus der Tasche, betrachtete ihn nachdenklich, hielt ihn gegen das Licht; es war nichts zu erkennen, und den Brief zu öffnen – nein, das wagte der Soldat nicht.

An einem Haltepunkt stieg ein Fräulein zu. Ihre ranke Gestalt hüllte ein Regenmantel ein. Das Mädchen schob die regennasse Kappe zurück. Riegelap bewunderte das kastanienbraune Haar der Hübschen, das ihr niedliches Gesicht um mehr als die Hälfte verdoppelte. Sie entnahm ihrer Tasche ein Buch und fing an zu lesen, nicht ohne dem Soldaten einen beinahe freundlichen Blick zugeworfen zu haben. Riegelap erschauerte. Innerhalb der letzten Wochen hatte er kaum ein Mädchen gesehen, wenigstens nicht eine solche Schönheit. Er strengte sich mächtig an, um einen Anknüpfungspunkt zu finden, dachte für einige Zeit nicht an den Dienstauftrag und an das Profelaktorium.

Man sperre zwei junge Menschen verschiedenen Geschlechtes in einen Raum, und bald wird sich's zeigen, daß gegen aufflammende Zuneigung kein Kraut gewachsen ist. Riegelaps Schüchternheit wurde überwunden. Er wußte später selbst nicht zu sagen, wie er es fertig gebracht hatte, die Kleine in eine Unterhaltung zu verflechten. Der Soldat saß jedenfalls mit roten Ohren da, erzählte dies und das. Von dem Fräulein erfuhr er, daß es Friseuse sei, daß sie täglich nach Großenstein zur Arbeit fuhr. Sie hatte bereits ihr Buch zugeklappt, die schlanken Beine übereinandergeschlagen, so daß die Nahtlosen bis übers Knie zu sehen waren.

„Sie lasen vorhin in dem Buch", sagte Riegelap, „das war wohl ein Krimi?"

„Es ist ein Buch über Frisierkunst", flötete das Mädchen.

„Man muß immer auf dem Laufenden bleiben, sonst gerät man ins Hintertreffen, Weltniveau, verstehen Sie . . ."

„Aha!" sagte der Soldat voller Bewunderung. „Je mehr man weiß, desto besser." Er dachte in diesem Augenblick an das Profelaktorium. Am besten, wenn ich sie frage. „Ich bin von meinem Feldwebel nach Großenstein geschickt, soll dort ins Profelaktorium."

„Wohin?" Ihr Antlitz war leer.

„Ins Profelaktorium", wiederholte Riegelap, und bei diesem Wort überzog ein Grienen sein Gesicht. Dies aber hätte er besser unterlassen, denn das Mädchen schien sich verspottet zu fühlen. Es nahm das Buch wieder auf, stützte den feinen Kopf in ihre niedliche Faust und las angestrengt weiter.

Der Soldat blickte erschüttert. Verdammt, jetzt vermutet die Kleine, daß ich was Anstößiges gesagt habe, dachte er. Die Wellen der Schüchternheit schlugen über dem Genossen zusammen. Er wagte nicht mehr, auch nur ein Wort zu sagen, und war dann froh, als der Zug in den Hauptbahnhof einfuhr. Riegelap sah die Friseuse noch einmal an der Sperre. Ihre Augen waren forschend auf ihn gerichtet. Offenbar hatte sie Ihre Ansicht darüber, daß der Soldat sie hatte kränken wollen, etwas geändert, denn sie verharrte im Schritt, sagte über die Schulter hinweg: „Wissen Sie, man erlebt so allerhand, und überhaupt . . . die Männer! . . . und die Soldaten im besonderen . . ."

Der Genosse flitzte an ihre linke Seite. „Wenn ich Sie wiedersehen könnte", stieß er erregt hervor, „dann würde ich Ihnen beweisen, daß es mit dem Profelaktorium seine Richtigkeit hat."

Sie nickte versöhnt, riet ihm dann, er solle sich an einen seiner Leute wenden. „Das ist wahrscheinlich eine NVA-Einrichtung. – Um 19 Uhr fahre ich wieder zurück. Vielleicht sehen wir uns dann."

Riegelap strahlte über's ganze Gesicht. Er sah ihr lange nach. Ihr leicht wippender Gang, ihre gertenschlanke Gestalt versetzten ihn in einen Zustand, in dem er für Sekunden alles vergaß. Aber als er dann selbst weiterging,

kam das Gespenst wieder, das da hieß: Profelaktorium. – Das Mädel hat ganz recht, sagte sich Riegelap, am besten, wenn ich einen von meinen Leuten frage, einen von der Innung, wie Kropf immer zu sagen pflegt.

Es war das Pech des jungen Soldaten, daß er noch einmal an einen Feldwebel geriet, der ihn mit der Antwort abtat: „Ich bin selbst erst acht Wochen in Großenstein und weiß noch nicht mal, wo sich ein gutes Bier trinken läßt, viel weniger, wo sich das Profelaktorium befindet."

Da haben wir's! Feldwebel wissen nichts, können nur befehlen, sagte sich Riegelap verärgert. Er traf auf einen Gefreiten. „Du könntest mir verraten, wo sich das Profelaktorium befindet", fragte er.

Der andere tippte sich an die Stirn. „Geh' mal in eine Klapsmühle, da sind noch Betten frei."

Wie betäubt ging Riegelap weiter. Er beschloß, nie wieder einen von der NVA zu fragen. Nicht weit vom Bahnhof entfernt stieß der Genosse auf einen Volkspolizisten, der auf seine Frage eilfertig eine Stadtkarte aus der Kartentasche zerrte. „Das werden wir gleich haben!" sagte der VP-Mann selbstsicher. Nun suchten die beiden Genossen die zerfledderte Karte ab; vom Profelaktorium ward nichts gesehen. „Was machen wir jetzt?" fragte der Polizist entgeistert. „Hm... passen Sie mal auf: am besten, Sie nehmen ein Taxi, setzen sich rein und lassen sich hinfahren. Taxifahrer wissen alles!"

Gehorsam nickte Riegelap und strebte einem schwarzen „Wartburg" zu. Der Fahrer riß den Schlag auf, sauste um den Wagen herum und fuhr los. „Wohin soll's gehen, Soldat?" ▶



„Ich will zum Profelaktorium“, sagte der Genosse beklommen. Die Bremsen knirschten, der PKW schwenkte an die rechte Straßenseite, hielt. „Wohin wollen Sie?“

Riegelap wiederholte.

„Was ist denn das für'n Ding? Nie gehört, daß es in Großenstein so was gibt.“ Zuerst war der Taxi-Chauffeur ratlos, dann aber erklärte er: „Es muß was mit dem Sport zu tun haben. Na klar! Das Wort Profi sagt es ja; Profi-Sportler, so was gibt es. Auf alle Fälle fahre ich Sie zum DTSB. Dort wird man schon wissen, wo sich dieses Profikantorium befindet.“

„Profelaktorium“, berichtigte der Soldat.

Im Hause des DTSB befand sich nur eine junge Angestellte, deren Augen aufleuchteten, als ein Armeeangehöriger in den Raum trat. „Was ist Ihr Begehr?“ fragte sie.

Riegelap sagte seinen Spruch her.

Die Tipteuse errötete. „Das Profelaktorium soll sich in unserer Stadt befinden?“ Sie starrte auf ihr Stenogramm. „Leider ist der 1. Sekretär nicht gegenwärtig. Am besten, wenn Sie morgen ...“

Der Genosse Soldat floh. Wieder eine Pleite! Vielleicht gibt es das Profelaktorium gar nicht? Er sah noch einmal den Brief an, aber da stand nur: Herrn Dr. Klemmschuh, — persönlich! Damit konnte Riegelap nichts anfangen. Es ging bereits scharf auf drei Uhr zu. Die Zeit eilte. Trotzdem begab er sich erst einmal in eine HO-Gaststätte, trank ein Bier und überlegte. Beim dritten überkam den Genossen Elan. Er stürzte auf die Straße hinaus und fragte alle Menschen, die ihm in die Quere kamen: einen kleinen Jungen, zwei ältere Herren, einen Schornsteinfeger und eine alte Frau. Eine junge Frau reagierte auf seine Frage mit einem bösen Blick. Sie sagte: „Schämen Sie sich denn nicht, einer Frau eine solche Frage zu stellen?“

Illustrationen: Harri Parschau



Wie betäubt blieb Riegelap noch lange stehen, schließlich wankte er zum Bahnhof zurück. Er hatte es aufgegeben, jemals zu erfahren, wo sich dieses vermaledeite Profelaktorium befand. Mechanisch trank er drei Doppelte, aber trotzdem kehrten seine Lebensgeister nicht voll zurück. Mitunter dachte er an die Friseuse, dann wieder an Feldwebel Kropf. Ich kann nur melden, sagte sich Riegelap, daß ich den Befehl nicht ausführen konnte. Damit werde ich zwar ziemlich scharf anecken, aber ich muß hinnehmen, wie es ist. Basta.

Sehr günstig schien dem Soldaten, daß er seine Zeche sofort bezahlt hatte, denn plötzlich erschien eine Armee-Streife, zwei Gefreite und ein Feldwebel. Riegelap gedachte zu verschwinden, recht unauffällig, bevor man ihn bemerkte. Er schlängelte sich durch die Stuhl- und Tischreihen ...

„Augenblick mal, Genosse!“ hörte er hinter seinem Rücken.

Soldat Riegelap mußte seinen Ausweis zeigen, wurde gefragt, was ihn nach Großenstein geführt habe. Er berichtete alles.

Der Feldwebel lachte. „Pech, Genosse! Aber wir werden das Ding schon finden.“ Kurzes Nachdenken, dann: „Sie sprechen das Wort falsch aus. Es heißt nicht Profelaktorium, sondern Prophylaktorium. Phrophylaktisch gleich vorbeugend, Prophylaxe gleich Vorbeugung. Es kann sich also nur um eine Anstalt handeln, die sich im Krankenhaus befindet oder ihm angeschlossen ist. Wir gehen jetzt gemeinsam zur Bahnhofspolizei und rufen das Krankenhaus an.“

Unnötig zu sagen, welche Dankbarkeitsgefühle Riegelap dem Feldwebel gegenüber hatte, als er seinen Brief ordnungsgemäß abliefern konnte. Er leistete stille Abbitte; Feldwebel sind keine Nullen! Das hatte sich erwiesen.

Genau um 19 Uhr erschien die Friseuse, diesmal in einer anderen Frisur. Freudestrahlend eilte ihr Riegelap entgegen.

„Nun“, fragte sie, „haben Sie Ihren Auftrag erfüllt?“

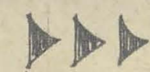
„Ich habe einen von meinen Leuten gefragt“, erwiderte der Soldat stolz, „es klappte alles prima.“

Und damit hatte Riegelap nur zu recht, denn er kehrte mit zwei guten Ergebnissen in seine Kaserne zurück; einem ausgeführten Befehl und einer ihn glücklich machenden Bekanntschaft.

Gotthard Bach

Unser Reporter E. Gebauer erlebte in einer Pionierkompanie

FLEISS UND MISSGESCHICK



FLEISS



Kein angenehmes, aber ein notwendiges Bad. Nachdem das vergiftete Gebiet durchfahren ist, rücken die Genossen mit Schlauch und Wasserbürste der Technik und sich selbst zuleibe, um die chemischen Kampfstoffe zu entfernen.

Wie groß ist die Brücke? Wie viele Pfeiler hat sie, und wie stark sind diese? Alles wird überprüft, um die Sprengladung richtig berechnen zu können.



Viele werden ihr begegnet sein in den letzten Monaten, der Pionierkompanie Stöckel. Die Soldaten haben gesprengt, Sperren gebaut und Minen verlegt. Bestimmt zur Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten und derer, denen sie zur Lösung verschiedener Aufgaben zugeteilt wurde. Wenn ich hier den Bericht eines Pioniers dieser Kompanie wiedergebe über eine Übung, die schon monatelang zurückliegt, geschieht das nur, um erneut zu beweisen: Ohne Fleiß kein Preis! Der Soldat erzählt:

Es war Mitte Januar. Wir lagen im Winterlager. Matsch. Mal Regen, mal Schnee, immer feucht. Wir hausten in Zelten. Das Ende des Lagers war noch nicht zu erwarten, der Höhepunkt sollte eine Kompanieübung sein.

Daß es eine Übung geben sollte, wußten wir. Wann, das wußte keiner. Auch unser Kompaniechef hätte das allzu gerne gewußt. Also mußte sich unser Hauptfeldwebel „opfern". Er sollte versuchen, beim Bataillonskommandeur etwas zu erfahren, der bei einer Kompanieübung das Oberkommando führt. Dieser hatte jedoch gerade etwas mit dem Vorsitzenden unserer Paten-LPG zu verhandeln und setzte sich dazu ins Gasthaus. Unser Hauptfeldwebel hinterher. Damit es nicht auffiel, offen konnte er ja nicht fragen, spielte er Skat.

Zur Ehre unserer Kompanie sei gesagt, daß uns tags darauf nicht der Hauptfeldwebel, sondern der Bataillonskommandeur alarmierte. Pünktlich standen wir, und vollzählig. Der Hauptfeldwebel jagte der Kolonne mit funkensprühender Feldküche in den Konzentrierungsraum[1] nach. Unser Weg führte durch ein Dutzend Dörfer. Enge Straßen, wie das in Thüringen so ist. Malerisch sind sie ja, die winkligen Gassen, aber für'n SPW nicht das Pflaster. Ich sah bloß immer, wie Gerhard, der Gefreite Fuchs, am Lenkrad kurbelte. Ein hartes Stück Arbeit für die Fahrer, bis wir im vorgesehenen

UND

Raum, einem Gehölz südlich einer Fernverkehrsstraße, ankamen. Was dann kam, kennt man ja: Tarnen, Posten ausstellen, Parole bekanntgeben, die Kraftfahrer bastelten ein bißchen an ihren Fahrzeugen, wir anderen filzten. Aber des Soldaten Glück dauerte nicht lange. Nach anderthalb Stunden ging's weiter. Einem Regiment zugeteilt, sollten wir dessen Handlungen unterstützen. Wir hatten alle Hände voll zu tun. In der ersten Etappe führte der Angriff durch vergiftetes Gelände. Mir rutschte ein Fluch von den Lippen. Aber was half's? Schutzumhang um, Schutzmaske auf und den Abmarsch abgewartet.

Obwohl wir im Gehölz ziemlich gedeckt lagen, zog es an allen Ecken. Mir war sogar ein wenig die Haut an den Lippen aufgesprungen von der scharfen Luft. Aber jetzt, unter der Schutzbekleidung, war mir wieder wohler zumute. Ja, es war direkt warm. Ich habe herrlich geschlafen.

Plötzlich wurde ich wach. Erst wollte ich's nicht glauben, aber ich hatte Stiefel an und saß auf dem SPW. Es war heller Tag. Wir standen immer noch da, wo wir schon in der Nacht gestanden hatten. Aber schon ruckten die Fahrzeuge an und fuhren dem Kompaniechef hinterher.

Was war passiert? Hinterher erfuhr ich es. Die vom dritten Fahrzeug, oder wir alle zugleich, hatten geschlafen, als die Kolonne am Morgen abfuhr. Nur der Kompaniechef und der SPW hinter ihm waren losgefahren. Nach acht Kilometern bemerkten sie unser Fehlen und kamen zurück. Bloß gut, daß es eine Übung war. Trotz der Kälte schwitzten wir. Ob es an der Schutzbekleidung lag oder an unserem Ärger? Schwer zu sagen. Zeit war verloren. Alles war aufgeregt. Ich befürchtete ein Donnerwetter, doch das blieb aus.

Zwölf Kilometer auf abgelegenen Waldwegen

MISSGESCHICK

Erläuterungen:

[1] KONZENTRIERUNGSRAUM = ein Raum, in dem sich die Truppen vor oder nach einer Gefechtsaufgabe konzentrieren.

[2] PI-KW = Pionierkraftwagen, in der Regel ein geländegängiger Lastkraftwagen mit Pioniergerät für allgemeine Pionierarbeiten. Dazu gehören u. a. Spaten, Äxte, Sägen, Sprengmittel, Entaktivierungs- und Entgiftungsgerät.

[3] BEREITSTELLUNGSRAUM = ein Raum, den die Truppen unmittelbar vor einer Gefechtshandlung beziehen. In ihm werden die Truppen gedeckt untergebracht und die technischen Kampfmittel vorbereitet.

[4] ENTFALTUNGSABSCHNITT = ein Abschnitt, in dem die Truppen aus der Marschordnung in die Gefechtsordnung übergehen.



Seilakt an der selbstgefertigten Strickleiter, ohne Netz, dafür über eiskaltem Wasser. Um die Sprengladungen anzubringen, müssen die Pioniere mitunter gute Artisten sein.



Diese Holzklötze sind kein Kinderspielzeug, sondern Imitationsmittel für die Sprengladungen. Um die Sprengwirkung darzustellen, werden lediglich Nebelkörper scharf gezündet.

FLEISS

— eine lange Zeit, wenn man nur Schritt fahren kann. Endlich kamen wir in ein Tal. Das vergiftete Gelände lag hinter uns. Wir mußten entgiften. Mit viel Wasser und Sorgfalt. Jede Schraube wurde abgewaschen, zum Schluß wir selbst. Unsere beiden Pi-KW[2] stellten sich so auf, daß unsere Fahrzeuge zwischen ihnen hindurchfahren und von beiden Seiten zugleich abgespült werden konnten. Aber das klappte nicht. Ich sagte schon, alles war aufgeregt. Unser Kompaniechef wollte abbrechen. „Ich werde es an den nächsten Tagen nochmal üben", begründete er seine Bitte beim Bataillonskommandeur. Doch unser „Oberkommando" blieb hart: „Im Gefecht können Sie auch nichts wiederholen!"

Also schwitzten wir weiter. Natürlich waren wir sauer. Das zeigte sich gleich bei der nächsten Aufgabe. Wir sollten eine Brücke sprengen. Keine richtige Sprengung, sondern nur imitieren. Abmessen, Zeichnung machen und die Ladung ausrechnen waren das eine, aber die Ladung anbringen das andere. Wir hatten vorher Strickleitern geknüpft. Die hingen auch bald von der Brüstung ins Wasser. Wer sollte den Anfang machen? Einige trauten der eigenen Bastelei nicht, andere waren Nichtschwimmer. Wir schämten uns. Ein Pionier muß furchtlos und kühn sein.

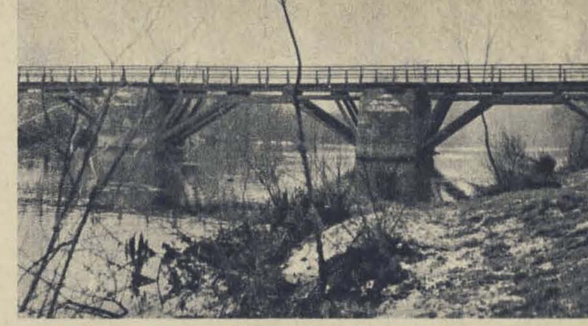
Die Ehre der Kompanie rettete der kleine Schneider. Im Herbst hatte man ihn einberu-

Eine mühselige Arbeit, die Panzerminen in den gefrorenen Boden zu bringen. Doch sie muß getan werden, wenn die gegnerischen Panzer mit Erfolg abgewehrt werden sollen.

fen. Koch und Fleischer ist er und wollte so gern als Smutje zur See fahren. Aber er ist bei uns gelandet. Wohl nicht ganz der richtige Beruf für einen Pionier. Aber ausgerechnet er und einige von uns „Alten“ turnten an den Leitern.

Die erste Ruhepause an diesem verdrehten Tag gab es nach der Sprengung. In einem neuen Bereitstellungsraum[3] aßen wir, um Stunden verspätet, die für Mittag vorgesehenen Nudeln. Obwohl sie gut schmeckten, machte keiner ein frohes Gesicht. An eine gute Einschätzung unserer Übung glaubte keiner mehr. Sollten wir aber die Flinte ins Korn werfen, die Karre laufen lassen? Wer war denn schuld an unserem Mißgeschick? Wer hatte zuerst geschlafen? Während ich so an meinen Nudeln kaute, sah ich unseren Kraftfahrern zu. Schon wieder bastelten sie. Obwohl es fast dunkel war, führten sie gewissenhaft die technische Wartung und Kontrolle durch. Nicht auszudenken, wenn sie die „Karre“ laufen lassen wollten. Optimisten sprachen davon, morgen sei auch noch ein Tag. Sie behielten recht. Am anderen Morgen, noch bei Dunkelheit, ging's weiter. Mit dem Minenleger verlegten wir an drei Entfaltungsabschnitten[4] Minensperren. Und dreimal unterboten wir die Norm. Wenige Stunden später verlegten wir vor einer Verteidigungsstellung Panzerminen, diesmal mit den Händen. Steinhart war der Boden gefroren. Wie Äxte handhabten wir die Feldspaten. Nur krümelweise ließ sich die Erde abheben. Einige hatten Blut unter den Fingernägeln. Bald wären wir mit dem Bauch an die Erde angefroren, solange buddelten wir. Oder kam es uns nur so vor? Aber die Norm haben wir auch hier unterboten.

Damit ging die Übung zu Ende. Wir hatten in einigen Fällen gut gearbeitet, aber auch einiges verbockt. Es genügt eben nicht, wenn man nur Auto fahren kann, dann aber die Abfahrt verschläft. Mag sein, daß das nur Kleinigkeiten sind. Aber die Auswirkungen? Wir haben dabei jedenfalls gelernt, daß wir auch auf diese sogenannten Kleinigkeiten sorgfältig achten müssen.



Die Brücke vor und während der Sprengung.



MISSGESCHICK

Nicht aus Bastlerleidenschaft kroch dieser Kraftfahrer unter sein Fahrzeug, sondern aus Sorge, ob Bremsen und Lenkung gut funktionieren. Bei eisglatten Straßen, Kälte und Nässe sind Wartung und Pflege besonders wichtig.



UND

Von Spatz Schlaukopf entdeckt:

EIN LEHRER-GÜTE-ZUG

Es war an einem der wenigen schönen Tage des letzten Sommers. Ich flog über den Thüringer Wald dahin, mit Träumen, wie sie jeder Soldat kennt, der wieder einmal Richtung Heimat zieht. Mein Notizbuch war fast vollgeschrieben, doch die letzten Seiten sollten auch nicht leer bleiben, und das kam so überraschend wie mancher (!) Nachtalarm.

Kurz vor dem Rennsteig sah ich nämlich von einer Waldwiese dicke Rauchwolken gen Himmel steigen. Wie ein Blitz schoß mir der Gedanke an einen Waldbrand durchs Gehirn und ich nach unten. Aber von nahem entdeckte ich nur exakt auf Seitenrichtung und Vordermann ausgerichtete Zelte und mitten dazwischen einen etwa Vierzigjährigen in verwaschener GST-Kombination. Aus seiner Tabakpfeife stiegen die vermeintlichen Brandwolken.

Ich ließ mich einen Kilometer abseits mitten auf einer Waldwiese auf einem Strauch nieder. „Der Mann rauchte ‚Exellent', also stammt er weit aus dem Norden", sagte ich mir, um mit meiner Kenntnis der Warenstreuung mein Selbstbewußtsein wiederaufzurichten. Da bekam mein Strauch auf einmal Beine und sprang mit lautem Hurra schneller als ein Hase über die Wiese und feuerte fünfzehn-sechzehnjährige Jungen an, die jetzt überall vom Waldrand her aufgetaucht waren, und — ich war dem gut getarnten Anführer aufgesessen. Es waren allesamt Lehrlinge aus einem Berliner RAW, die hier bei Scheibe-Alsbach im GST-Sommerlager weilten, wie sie mir später erzählten. Während sie aber vorerst noch die Höhe hinaufstürmten, kam ich wieder ins Philosophieren: „Vielleicht bist du heute nicht in Form? Vielleicht sieht von nahem aber immer einiges anders aus als von weitem und von der Warte des einen oft anders als von der des anderen? Gehupft wie gesprungen, es ist das beste, du läßt die zwei — den „springenden Strauch" wie den „vermeintlichen Waldbrand" — selbst berichten, weshalb sie hier einen ihrer großen Freunde von der Armee zum Narren gehalten haben..."

An den ersten Tag der Lehre vor zwei Jahren kann ich mich fast noch so genau erinnern wie an das Fußballspiel vom letzten Sonntag. Im Kultursaal schwang der Direx eine Rede. Von Disziplin, Fleiß und so. Dann wurden die Pauk... pausenlos verlief dieser Tag, kann ich nur sagen. Dann wurden also die Lehrausbilder und Lehrer vorgestellt. Der Lehrmeister sah ja ziemlich gemütlich aus, aber unser Klassenlehrer schien ein ganz Strenger zu sein. Manfred Stolzer dagegen schien ein sympathisches Zwischending, weder gemütlich noch ganz streng, oder beides zusammen. Er ist Lehrer und Vorsitzender der GST und im übrigen der Mann mit der großen Tabakspfeife.

Anschließend wurden wir in die Lehrwerkstatt geführt. Da wurde mir doch ein bißchen mulmig. ‚Ganz schöne Apparate', dachte ich damals. Heute, für einen fast ausgelernten Schlosser, sind die Dreh-, Rohr-, Hobel- und



Fräsmaschinen längst so vertraut und fügsam wie ein Fahrrad oder Motorrad.

Bald fuhren wir dann das erste Mal ins GST-Sommerlager. Hier lernten wir Neuen uns erst so richtig kennen. Auch die vormilitärische Ausbildung begann hier. Rechts um! Links um! Im Gleichschritt marsch! Das war das erste. Na ja, ein mittelmäßiger Krimi ist interessanter. Aber auch stundenlanges Feilen ist schließlich kein Twistical. Beides ist aber schließlich notwendig, das eine für den Beruf, das andere für die Armee. Und schließlich gab's im Sommerlager auch ganz andere Sachen. An einem Tau über einen Bach hangeln zum Beispiel. Manche stellten sich ja an! Na, armer Vater. Aber Spaß hat's gemacht. Und dann erst das Abschlußspiel. Unsere Gruppe hatte die Fernsprechleitung von einem Berg zum anderen zu legen. Mächtig verändert klingt ja eine Stimme über Draht. Aber unsere erste Meldung kam eher als erwartet, so hatten wir uns ins Zeug gelegt.

Im nächsten Frühjahr gab es dann mal ein großes Hallo in der Lehrwerkstatt. Besuch war gekommen. Ein junger Leutnant. War früher Lehrling im RAW. Sah ja ganz dufte aus. Die Uniform und so. Und mit dem Stolzer war er per du. Beide kamen auch in unser Lernaktiv. Der Unterleutnant erzählte uns von seinem Dienst bei den Panzern, von Manövern, der Technik, den Aussichten bei der Truppe und auch, wie die vormilitärische Ausbildung dem Soldaten nützt. Dann fragten wir ihm die Seele aus dem Leib. Wieviel Panzer unsere Armee hat, konnte er uns nicht beantworten, aber welche Höchstgeschwindigkeit der T 54 erreicht und wieviel man als Offizier verdient. Bloß als Herr Stolzer dann mit der „Verpflichtung für die Offiziersschule" und „Soldat auf Zeit" anfing, wollte keiner so recht ran. Na ja, 18 Monate zusätzlich sind kein Pappenstiel! Und immer nur gehorchen sollen?!

Ein paar Wochen später war das nächste Sommerlager schon Mode. Wer Lust zum Ausbilder bei den neuen Lehrlingen hätte! Das könnten noch einmal gute Ferien werden, dachte ich. Und hinterher ging es ja nochmals nur mit den Ausbildern in ein Winterlager, wo es noch mehr an Technik zu sehen gab. Also meldete ich mich.

Ein toller Ausbilder war ich übrigens im vorigen Jahr noch nicht. Manchmal sind mir noch Sachen passiert! ... na, armer Vater. Man muß sich vorstellen: Großes Geländespiel. Ich sollte mit meiner Gruppe auf Kundschaft gehen. Drei Stunden Zeit hatten wir. Wir marschierten natürlich nicht durch den Wald, sondern schlichen. Schlichen sagte ich? Wir krochen, wir wanden uns wie die Schlangen. Meter um Meter. Keiner sah uns ... nur, wir sahen auch niemanden. Vor lauter Schleichen hatte ich Entfernung und Zeit vergessen. Später bin ich die Strecke noch einmal abgegangen. 4½ Kilometer vor der Stellung des „Gegners" sind wir schon geschlichen.

Herr Stolzer grinste bloß. Er hatte nämlich als Schiedsrichter alles beobachtet. Junge, war ich da grimmig. Aber sonst war er schon ganz kernig. Mit mir unterhielt er sich ziemlich oft. Natürlich auch über die Armee. Wenn er von seiner Dienstzeit an der Grenze erzählte, waren wir immer ganz Ohr. Und schließlich hab' ich mich entschlossen, Soldat auf Zeit zu werden.

Die offizielle Verpflichtung erfolgte dann ein knappes Jahr später. Zum „Tag der Verteidigungsbereitschaft". Die ganze BBS marschierte zum großen Appell auf, vornweg der Ehrenzug der GST. Eine ganze Menge Gäste waren da. Und dann traten wir vor, 35 Mann, und legten unsere Verpflichtung ab. Einige Lehrlinge lächelten ja nur mitleidig, von wegen verlorener Zeit und so. Aber ich denke mir, daß man auch bei der Armee was lernen kann. Zu den Funkern werde ich gehen, und vielleicht klappt es mal mit Elektromechaniker. Und dann muß ich ganz ehrlich sagen: So langsam hatte mir die vormilitärische Ausbildung immer mehr Spaß gemacht. Besonders als Ausbilder. Köpfchen braucht man dazu mindestens so viel wie an der Maschine.

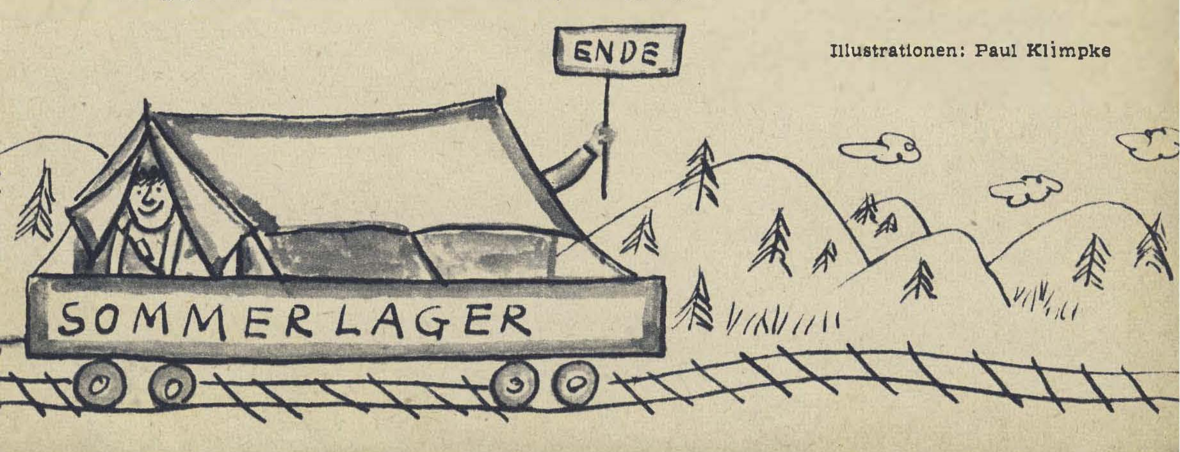
Und jetzt bin ich sicher das letzte Mal in einem Sommerlager der BBS. Eigentlich ein bißchen schade... Aber mit dem Manfred Stolzer werde ich weiter in Verbindung bleiben, wenn ich auf Urlaub komme und so..."

Ich bin der Manfred Stolzer, 44 Jahre alt. Habe eine 13jährige Tochter und einen großen Sohn. Er ist Unterfeldwebel bei der Armee. Bis jetzt gibt es in der Familie noch keine Dienstrangstreitigkeiten, denn ich bin als Oberfeldwebel der Reserve

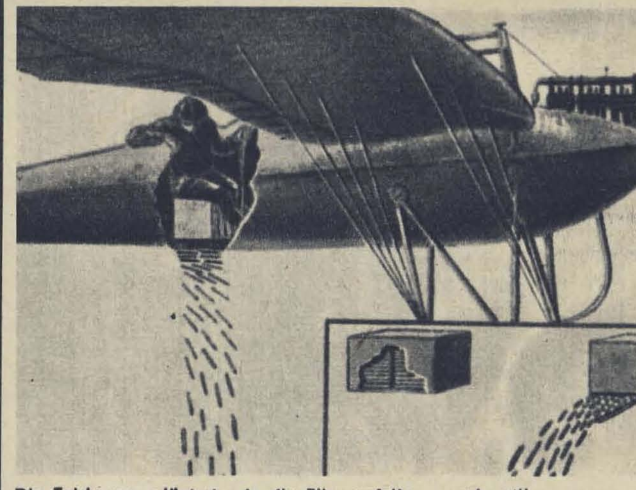


noch immer zwei Grade höher. War nämlich sechs Jahre bei den Grenztruppen.
Die Jungen hier? Ja das sind die Neuen. Alles 1. Lehrjahr. Nur die Ausbilder sind im zweiten bzw. dritten Lehrjahr. Der Hanno Sohnel zum Beispiel. Ein feiner Kerl! War zuerst auch einer von den ganz Stillen und Ruhigen. Das sind sie übrigens anfangs fast alle: Sehr höflich — was mancher Lehrling nach drei Wochen schon als „unmännlich" betrachtet; immer grüßen — was einige nach sechs Wochen vergessen haben; immer auf Lehrausbilder- und Lehrer-Tests aus — was die meisten in den zwei Lehrjahren überhaupt nicht lassen. Aber macht nichts, die Jungs sind schon goldrichtig!
Der Hanno ist als Ausbilder so richtig aus sich herausgegangen. Im ersten Sommerlager fiel er mir auf, als er beim Keulenzielwurf besonders eifrig und geschickt war. Die Jungen waren aber alle bei der Sache ... Man muß die Ausbildungsthemen nur richtig anpacken, dann kann man auch aus dem Langweiligsten etwas machen. Wer da im 60-Stunden-Programm die t h e o r e t i s c h e Erläuterung des Schutzanzuges fordert, hat das Prinzip der Anschaulichkeit im Unterricht nicht gerade entdeckt. Da holt man sich doch vom Luftschutz zwei oder drei Schutzanzüge und läßt die Jungen alles ausprobieren. Sie finden das sehr interessant und merken natürlich auch, daß man darunter gewissermaßen auf eine neue Art und Weise schwitzen lernt. Hauptsache aber, man hat erst einmal ihre Neugierde geweckt.
Natürlich reicht die Technik allein auch nicht aus, um die Lehrlinge für die vormilitärische Ausbildung und die Armee zu begeistern. Man muß sich auch um persönliche Dinge kümmern, manchmal auch noch nach der Lehrzeit. Wenn ich da z. B. an die Geschichte mit Günter und Wolfgang denke ...
Unzertrennlich waren sie während der Lehre. Sie wurden beide gute Ausbilder und gingen auch zusammen zur Offiziersschule. Plötzlich — ein Vierteljahr vor dem Examen — kam der Günter in den Betrieb und erzählte, daß Wolfgang ein Entlassungsgesuch eingereicht habe. Na, ich mir vom Werk einen Wagen geben lassen und nichts wie hin. Was stellte sich da heraus? Der Junge hatte Sorgen, mit denen er allein einfach nicht mehr fertig wurde. Sein Vater hatte sich wegen einer Krankheit das Leben genommen, die Mutter trank, seine Frau war krank und verstand sich auch nicht mit der Schwiegermutter. Sein Entlassungsgesuch aber hatte man in der Kompanie im Schubfach „vergessen". Vielleicht würde sich alles von allein erledigen! Na jedenfalls hat der Kommandeur dann den Schubfachinhabern gehörig nachgeholfen — und wir haben auch geholfen, u. a. mit Geld. Im April kam Wolfgang dann schon als Unterleutnant in den Betrieb und hat sich bei mir bedankt. Mit Tränen in den Augen. Die Lehrlinge in den Lernaktivs haben natürlich nichts mehr davon gemerkt. Übrigens gehen bei uns Soldaten, die auf Besuch kommen, immer in die Aktivs — ihre Argumente wirken am besten.
Den Hanno Sohnel hatte ich inzwischen für unseren Ehrenzug geworben. Darin sind alle Lehrlinge, die sich für die vormilitärische Ausbildung besonders interessieren. Sie fahren öfter als die anderen ins Lager und kommen außerdem wöchentlich zusammen. Aus dem Ehrenzug kommen auch alle Ausbilder. Und die Jungen machen ihre Sache gut. Natürlich ist manchmal ein Wort nötig, weil der eine oder andere übers Ziel hinausschießt.
Einen Augenblick! Ja, im vorigen Sommerlager muß das gewesen sein. Eine Gruppe war irgendwo im Wald. Der Ausbilder glaubte besonders gründlich zu sein und übte wiederholt Deckungssuche vor Panzern. Da stand doch der kleine Erwin seelenruhig auf und sagte: „Wo sind denn die Panzer? Außerdem können in diesem Wald überhaupt keine Panzer fahren. So ein Quatsch also." Im nächsten Augenblick war die Diskussion in vollem Gange. Dem Gruppenführer aber war sichtlich nicht wohl bei dieser Geschichte ...
Aus dem Ehrenzug kommen übrigens die meisten Soldaten auf Zeit. 16 Jungen wollten wir in diesem Jahr werben. Verpflichtet haben sich 35. Der Hanno war ja auch dabei. Am „Tag der Verteidigungsbereitschaft" im Juni dieses Jahres haben wir sie geehrt. Diesen Tag begehen wir jedes Jahr. Das steht sogar im Betriebskollektivvertrag. Dazu werden auch 20 bis 30 Soldaten als Ehrengäste eingeladen. Frühmorgens findet immer ein feierlicher Appell statt. Alle Lehrlinge nehmen daran teil. Später führen dann die Soldaten mit unserer Technik einiges von dem vor, was sie gelernt haben. Am großen Schützenfest beteiligen sich wieder alle. Und abends wird das Tanzbein geschwungen.
Eigentlich schade, daß der Hanno auch bald zur Armee geht. Ist mir doch ein bißchen ans Herz gewachsen. Lehrerschicksal! Aber unter den Neuen sind andere Hannos. Wir werden ja sehen ...

Illustrationen: Paul Klimpke



Als Emil und Franz



Die Zeichnung erläutert, wie die Fliegerpfeile — auch „stiller Tod" genannt — abgeworfen wurden.

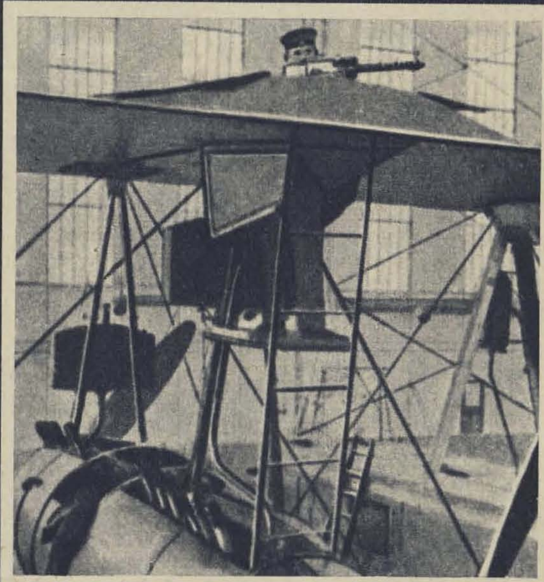
auf Kampfkurs gingen

Von Rudi Quaiser,
Wissenschaftlicher Mitarbeiter
im Deutschen Armeemuseum

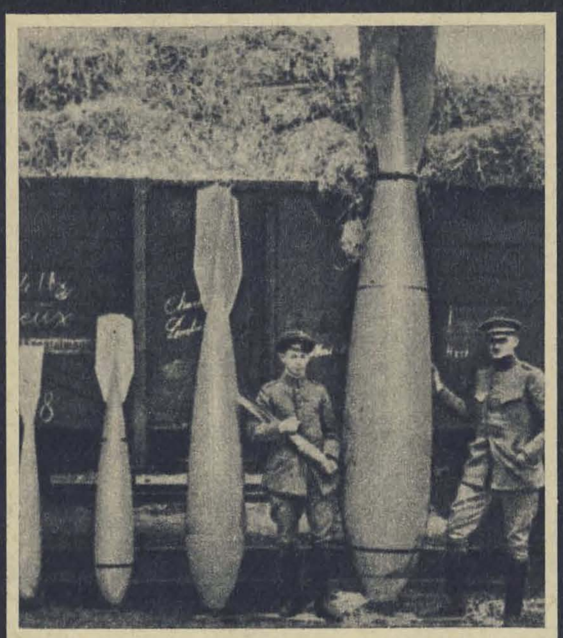
Der Krieg war erst wenige Tage alt. Die Militärfliegerei steckte in den Kinderschuhen, und die Flugapparate waren noch völlig unbewaffnet. Die Ritterlichkeit der Flieger ging noch so weit, daß sie sich – trafen sie während des Fluges aufeinander – grüßten. Doch bald wich diese „Geste der Achtung vor dem Feind" den Waffen. Die Grußhand wurde zur drohenden Faust, dann griff man zur Pistole, später zum Gewehr.

Am 9. September 1914 ereignete sich über den österreichisch-russischen Stellungen einer der ersten Luftkämpfe. Es war ein Kampf mit besonderen Waffen. Der russische Kunstflieger und Flugpionier Nesterjow, inzwischen Oberleutnant der Fliegertruppe geworden, hatte in seinem „Morane"-Eindecker einen Anker mitgenommen, den er über dem Gegner an einem Strick herunterlassen wollte, um durch Berührung das Feindflugzeug zu beschädigen. Eine weitere „Waffe" Nesterjows war ein spreizbares Sägemesser am Sporn, womit er den Gegner rammen wollte. Dabei ereilte ihn das Schicksal. Er und sein Gegner wurden Opfer dieser Methode.

Wie gesagt, die Militärfliegerei steckte noch in den Kinderschuhen. Es gab anfangs nur einsitzige „Kisten", die vom Piloten (Emil genannt) mit viel Geschick und Mut durch die Luft manövriert wurden. Später, als er das Flugzeug schon über längere Strecken und in größeren Höhen in der Luft halten konnte, nahm er sich einen Passagier mit. Dieser war sein Beobachter (Franz genannt). Mit Ausbruch des ersten Weltkrieges wurden diese Flugzeuge noch unbewaffnet zur Aufklärung eingesetzt. Bald aber wurde das anders: Um der gegnerischen Aufklärung entgegenzuwirken, wurden die Beobachter mit Handfeuerwaffen ausgerüstet. In Deutschland führte man zunächst die Mauserpistole, dann den Karabiner 98 K oder ein Selbstladegewehr ein. Da die Vernichtung des feindlichen Aufklärers nur im Vorbeiflug erfolgte, war durch den großen Vorhaltewinkel die Treffgenauigkeit sehr gering. ▶



Die MG der Riesenflugzeuge waren von der Motorengondel aus zugänglich. Bequem durfte es für den Schützen im Fluge nicht gerade gewesen sein.



Von der 12,5-kg- bis zur 1000-kg-Bombe reichte das Arsenal der Abwurfmittel der Großflugzeuge . . .

. . . die ihre Last teils unter dem Rumpf, teils unter den Tragflächen hängen hatten.



Erst im Verlaufe des Krieges entstand aus dem unbewaffneten Aufklärungsflugzeug das bewaffnete Jagdflugzeug. An die Stelle des Gewehres traten das MG, später auch kleinkalibrige Kanonen. Um das Schußfeld für das Maschinengewehr nach vorn frei zu bekommen, wurde das MG auf die Tragfläche (bei Hochdeckern) montiert, um so über den Propellerkreis schießen zu können. Die Engländer und Franzosen schossen nach diesem Prinzip, die Deutschen hatten mit ihren Aufklärungsflugzeugen das Nachsehen.

Um diesen Nachteil aufzuheben, wurden die Flugleistungen der deutschen Flugzeuge gesteigert. Man nahm auch eine Umbesetzung des Piloten und des Beobachters vor. Der Pilot saß nun unmittelbar hinter dem Motor, dahinter hatte der Beobachter seinen Platz. Durch diese Umsetzung wurde das Schußfeld für ein schwenkbares MG nach hinten verbessert, das nun als Defensivwaffe eingesetzt werden konnte.

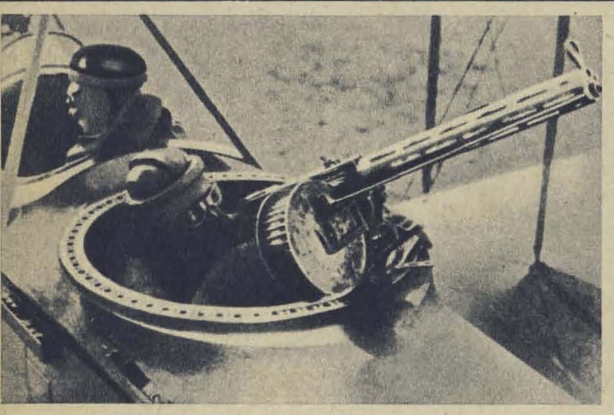
Das Schießen nach vorn brachte einige Schwierigkeiten mit sich. In Frankreich wurde beim „Morane"- Eindecker die Luftschraube gepanzert. Traf beim Schuß nach vorn ein Geschoß das Luftschraubenblatt, so wurde es abgelenkt. Der starre Einbau der automatischen Gewehre verlangte, daß mit der ganzen Maschine gezielt werden mußte.

Durch die erzwungene Landung des französischen Piloten Garros hinter den deutschen Stellungen konnte das Geheimnis der abprallenden Geschosse gelüftet werden. Eine sofortige Übernahme dieses Systems schlug fehl, da die französischen MG mit Kupfergeschossen feuerten, während Deutschland Stahlmantelgeschosse zum Einsatz brachte, die jede Panzerung durchschlugen. Um ebenfalls nach vorn schießen zu können, wurde von deutscher Seite das Synchron-MG benutzt. Der Schweizer Franz Schneider, ein bekannter Flugzeugkonstrukteur seiner Zeit, erfand dieses Prinzip. Mit Hilfe des Synchron-MGs war es möglich, durch den Luftschraubenkreis hindurchzuschießen. Eine mechanische Sperre, vom Motor aus betätigt, verhinderte die Auslösung des Schusses im kritischen Moment. Der Schuß durcheilte also den Luftschraubenkreis zu dem Zeitpunkt, da die Luftschraube gerade die Visierlinie passiert hatte. Das echte Jagdflugzeug war geboren worden.

Dieses Synchron-MG wurde zuerst im Fokker-Eindecker eingebaut. Auf Grund der großen Wirkung wurde es von den Alliierten als „Fokker-Geißel" bezeichnet. Im Februar 1916 konnten die Alliierten dieses System kopieren, da sie eine deutsche Maschine zur Landung auf ihrem Kampfgebiet gezwungen hatten.

Mit der Verbesserung der Konstruktion der Flugzeuge und ihrer Motorleistung erhöhte sich auch ihre Tragfähigkeit. Der Gedanke, die Flugzeuge mit Abwurfwaffen auszurüsten, konnte nun realisiert werden. Die erste Abwurfwaffe waren die Fliegerpfeile. Diese eisernen Pfeile warf man bündel-

weise oder in Massen über feindlichen Truppenansammlungen ab. In der „Wiener Luftschifferzeitung" schrieb seinerzeit ein Offizier: „Wir kamen von L. am Rastplatz an. Die Bataillone in Kompaniefront mit etwa acht Schritten Zwischenraum zwischen jeder Kompanie, das erste Bataillon in der Mitte, das zweite links und das dritte rechts davon, während zwei Flieger in etwa 1200 bis 1500 Meter Höhe über uns kreisten. Plötzlich fühlte ich einen stechenden Schmerz im rechten Fuß dicht oberhalb der Ferse. Im ersten Moment glaubte ich, von einem Nachbar aus Versehen gestochen worden zu sein, wurde aber sofort eines Besseren belehrt, denn um mich drum 'rum schrien fast gleichzeitig noch andere auf, auch die Pferde eines Packwagens wurden scheu. Nachdem sich unser Erstaunen etwas gelegt hatte, konnten wir erst entdecken, woher wir beschossen worden waren. Wir konnten nur von den Flugzeugen aus so überschüttet worden sein." Ein anderer schrieb „. . . als ich meinen Fuß betrachtete, steckte ein eiserner Pfeil etwa 1,5 cm darin, den ich sofort herauszog; etwa 15 Kameraden waren von denselben Geschossen getroffen worden; durch die Wade, durch die Backe oder mit dem Fuß an den Boden gespießt; nur bei einem Kopfschuß ist der Tod eingetreten." Daraus geht hervor, daß die Pfeile in erster Linie dazu dienen sollten, den Nachschub kampfunfähig zu machen.



Der „Franz" am schwenkbaren Maschinengewehr mit Trommelmagazin. Vor ihm sitzt „Emil", der Pilot.



Die geballte Ladung wird an Bord genommen. Diese Handabwurfmittel und die am Flugzeug hängenden Wurfgranaten waren die Vorläufer der Fliegerbomben.

Die ersten primitiven Bomben waren gebündelte Hand- und Wurfgranaten.

Im Verlaufe des ersten Weltkrieges entstand auch eine eigenständige Bomberflotte. Aus den einmotorigen Jagdflugzeugen entwickelten die Konstrukteure Großflugzeuge, die speziell für den Bombenabwurf vorgesehen waren und eingesetzt wurden. Der Transport der Bomben war unterschiedlich. Teils wurden sie unter dem Rumpf, teils unter den Tragflächen befestigt. Bei der Marine-Fliegerei waren es anstelle der Bomben Torpedos. Neben der Bestückung mit Bomben waren die Großflugzeuge noch mit mehreren Maschinengewehren zur Selbstverteidigung ausgerüstet.

Selbst Raketen wurden zum Luftkampf verwendet. Die französischen „Nieuport 12" bekämpften mit acht Raketengeschossen, die zwischen den Tragflächen befestigt waren, deutsche Luftschiffe. Diese Raketen enthielten eine Zündmasse, die den Wasserstoff der Luftschiffe zum Explodieren brachte. Der Nachteil dieser Waffe bestand darin, daß die startende Rakete einen Feuerstrahl nach hinten ausstieß, der die Stoffbespannung des eigenen Flugzeuges entflammte.

Gegen Ende des ersten Weltkrieges zählten neben den Maschinengewehren bereits auch Bordkanonen bis 37 mm Kaliber, in der hohlen Luftschraubenwelle untergebracht, zur Flugzeugbewaffnung. Ihr Nachteil bestand darin, daß sie nach jedem Schuß manuell neu geladen werden mußten.

Obwohl im einzelnen oft primitiv, festigten sich die Methoden des Luftkampfes im Verlaufe des Krieges. Bald hatten sich die Grundtypen der Jagd- und Bombenflugzeuge herausgebildet. Aus den Ansätzen war der Weg für die kommende Entwicklung gewiesen worden.

MILITÄRTECHNISCHE Umschau

Schaum rettet Flugzeug

Ein Verfahren für einen wirksamen Brandschutz in Flugzeugen hat die amerikanische Firma „Jet-set" zum Patent angemeldet. Bei Notlandungen und anderen Gefahren wird Schaum in die Brennstofftanks eingespritzt, der den Treibstoff fest in seine Poren einschließt, so daß er sich nicht entzünden kann. Zwei getrennt an Bord mitgeführte chemische Flüssigkeiten ergeben, wenn sie sich vermischen, in Sekundenschnelle diesen lebensrettenden Schaum.

„Milan" und „Hot"

Westdeutschland entwickelt zusammen mit Frankreich eine zweite Serie von Panzerabwehrlenkraketen. Die neue Rakete „Milan" ist als Nachfolgerin der „Cobra" vorgesehen, die „Hot" für die SS-11. Die „Milan" wird halbautomatisch über Draht gelenkt. Ihre Reichweite soll 2000 m betragen. Die größere „Hot" ist ähnlich konstruiert, wird von einem Trägerfahrzeug gestartet und soll eine Reichweite von 4000 m haben.

Kohlensäure gegen Nebel

Zur Nebelbekämpfung auf Flugplätzen werden in der UdSSR Gruppen von je zwei Flugzeugen eingesetzt, ein Sondierungsflugzeug und ein fliegendes Laboratorium. Zuerst rollt das Sondierungsflugzeug die Startpiste ab und ver-

Vom Henkerstrick zum Achselband

Wie viele Zeichen, Effekten und schmückendes Beiwerk heutiger Uniformen gehen auf alte zweckmäßige Bestimmung zurück. So waren unsere Schulterstücke einst Stoffwülste am Ärmelansatz, die das Abgleiten des Lederzeugs von der Schulter verhinderten. Später zog man die Patronentaschenriemen durch eine angeknöpfte Klappe — das Schulterstück war da. Oder die Ärmelpatten des Paraderockes; sie entstanden aus den spitzen- und knopfbesetzten Ärmelaufschlägen der Mode des 17. Jahrhunderts, wurden mehr und mehr stilisiert und so zum Uniformschmuck. Die Brandenburger Regimenter trugen auf den Patten große Knöpfe, um zu verhindern (wie böse Zungen behaupten), daß „sich die Kerls das Maul mit dem Ärmel abwischten".

Viele Legenden spinnen sich um die Achselbänder — in den Armeen, die noch heute diese geflochtenen Schnüre tragen, auch Schulterschnüre genannt. Der Volksmund nannte sie schlicht und einfach „Affenschaukel". Der Begriff „Fangschnüre" ist falsch. Ihr Ursprung wird aus der Zeit des niederländischen Befreiungskrieges vom spanischen Joch (1567—73) hergeleitet. Ein unter Herzog Alba stehendes wallonisches Reiterregiment hatte sich den Geusen angeschlossen. Daraufhin gab Herzog Alba den Befehl, jeden dieser Soldaten, der in Gefangenschaft geriet, aufzuhängen. Die Niederländer, die jetzt in den Reihen der Freiheitskämpfer standen, lachten über diesen Befehl. Sie ließen dem Herzog melden, daß sie den spanischen Henkern das Geschäft sogar erleichtern würden. Zum Zeichen dafür trugen sie einen Strick um den Hals, an dem ein großer Nagel befestigt war. Dieses Symbol wurde sehr bald gefürchtet. Soldaten, die Strick und Nagel in der Schlacht trugen, schlugen sich wie die Teufel und vollbrachten Wunder an Tapferkeit.

Im Laufe der Zeit wurde aus dem Hanfstrick ein Teil der Uniform. Statt aus Hanf wurde er aus Wolle und später sogar aus Seide gedreht. Und aus den eisernen Nägeln wurden silberne und goldene Stifte. Man trug sie auch nicht mehr um den Hals, sondern auf der Brust und befestigte sie schließlich an der Schulter.

R. Kunze



1 Preußischer Dragoner 1806
2 Holländischer Offizier 1675
3 Preußischer Dragoner 1760
4 Preußischer General 1900

sprüht Kohlensäure, um einen Startkorridor durch die „Waschküche" zu bahnen. Nach kurzer Zeit sinkt der zu Schnee verwandelte Nebel zur Erde, und die beiden Maschinen können starten. Sie „bombardieren" dann den Nebel über dem Flugplatz und seiner Umgebung von oben. Danach kann der Flugbetrieb wieder aufgenommen werden.

Neue Jeeps für 3 Armeen?

Die Bonner Armee will bis 1970 einen neuen Jeep einführen, der gemeinsam von der westdeutschen, italienischen und französischen Automobilindustrie entwickelt werden soll. Seine geplanten technischen Daten sind: Masse 0,5 t; schwimm- und luftlandefähig; max. Geschwindigkeit (ohne Hänger) 90 km/h, mit Hänger 70 km/h; Steigfähigkeit bis 50 Prozent; Fahrbereich etwa 800 km.

30 000 Fahrzeuge dieses Typs wollen die Westdeutschen abnehmen, während Frankreich und Italien je 10 000 Stück erhalten sollen.

Versionen der BR – 121

Das neueste französische Projekt eines Überschallkampfflugzeuges, die „Breguet" BR–121 soll nachstehende Versionen erhalten: A – einsitziger Jagdbomber, B – zweisitziger Jagdbomber; C – Abfangjäger; E – Schulflugzeug; P – Fotoaufklärer. Folgende taktisch-technische Daten sind bekannt geworden: Spannweite 8,18 m; Länge 15,1 m; 2 Triebwerke mit je etwa 3000 kp Schub; max. Geschwindigkeit um 2000 km/h (1,8 M); Bewaffnung 2 Kanonen mit 600 Geschossen Kampfsatz.

Mini-Fernsehkamera

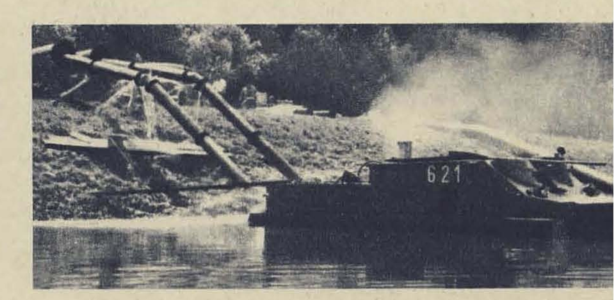
Amerikanische Wissenschaftler schufen eine Miniatur-Fernsehkamera, die etwa die Größe einer Streichholzschachtel besitzt. Auf dem Bildfänger, der eine Kantenlänge von nur 13 Millimetern hat, sind 2500 winzige Fototransistoren in 50 Zeilen und ebensoviel Spalten nach Art eines Mosaiks angeordnet. Um das noch sehr grobe Raster des Bildes verfeinern zu können, hofft man, künftig 40 000 derartige Transistoren auf einem gleichgroßen Bildfänger unterzubringen.

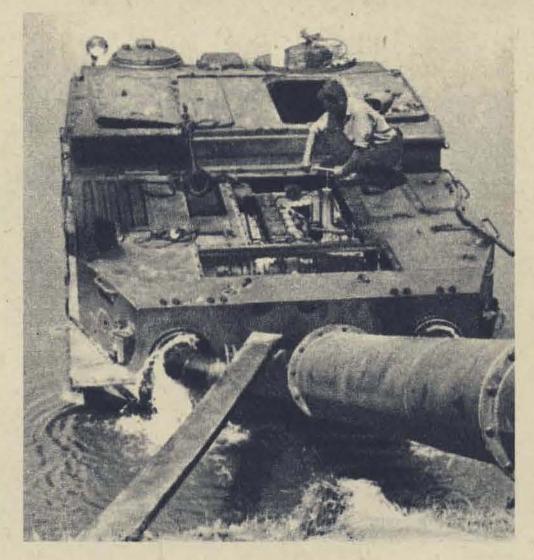
Alu-Brücke im Test

Eine leicht zu transportierende Brücke aus zusammengesetzten Aluminiumplatten wird gegenwärtig in der britischen Armee auf „Truppentauglichkeit" geprüft. Die Brücke wird von Luftkissen getragen, die von vier Außenbordmotoren erzeugt werden.

Geländegängige Pumpstation

Durch Anwendung einfachster Mittel haben tschechoslowakische Militärneuerer den Wasserstrahlantrieb einiger Ketten-SPW in leistungsfähige Pumpen umgebaut. Die fahrbaren Pumpanlagen, denen kein Gelände unzugänglich ist, wurden im südslowakischen Überschwemmungsgebiet eingesetzt, wo noch lange Zeit niedriggelegene Orte unter Wasser standen. 70 Kubikmeter Wasser in der Minute entfernte jedes dieser Gefechtsfahrzeuge aus den überfluteten Gebieten.





Drehflügel-Fallschirm

Ein neuer Fallschirmtyp (wenn man dieses Mittel noch als Fallschirm bezeichnen kann) ist in Australien konstruiert worden. Der Fallschirmspringer hängt zwar unter dieser Vorrichtung genauso wie unter einem Fallschirm; die Rolle der Fallschirmkuppel übernehmen jedoch zwei große Flächen, die an Propellerblätter erinnern. Sie drehen sich um eine gemeinsame Achse und verzögern damit das Niedergehen. Der Vorteil der neuen Vorrichtung ist das geringere Gewicht, außerdem sind die Abmessungen kleiner als beim Fallschirm.



Schnappschüsse vom Gefechtsfeld:

Mot.-Schützen der NVA auf dem Marsch (Bild links). Nicht immer ging es über glatte Wege.

Den sowjetischen Tankisten (links unten) machte der Nebel ebenso wie ihren Genossen zu schaffen. Sie wurden alle mit diesem „Gegner“ ebenfalls fertig.

Auch die tschechoslowakischen Artilleristen (rechts oben) schossen nur mit Manöverkartuschen. Aber sie rechneten exakt wie beim scharfen Schuß.

Über weite Entfernung herangeführt, griffen die polnischen Luftlandetruppen pünktlich ins Gefecht ein.





Es kämpften VIER ARMEEN









Zum Manöverball gehört Freibier. Waffenbrüderlich wird es in Tonndorf in den Mittelpunkt des Interesses gerollt. Richtschütze Stabsgefreiter Huber hat das Ziel schnell aufgefaßt.

Ohne Zweifel wurde über das Manöver „Oktobersturm" viel geschrieben. Aber der Stoff, den dieses bisher bedeutendste Manöver auf deutschem Boden bietet, ist lange nicht erschöpft.

Kein Wunder ist auch das große Interesse, mit dem nicht nur die Presse der sozialistischen Länder dieses Ereignis würdigte. Und wenn man in Westdeutschland geifert, so läßt uns das kalt. Wir demonstrierten überzeugend, wie Aggressoren auf eigenem Territorium geschlagen werden.

Tüchtig gekämpft habt ihr, sagte Genosse Walter Ulbricht zu den Soldaten eines deutschen Panzertruppenteils und ihren sowjetischen, polnischen und tschechoslowakischen Waffenbrüdern.

Oberstes Prinzip war: Zusammenwirken. So traten auf einer Frontlänge von mehreren Kilometern tschechoslowakische, deutsche und sowjetische Panzer sowie Mot.-Schützen in mustergültiger Ordnung zum Sturm an. Schlacht- und Jagdfliegergeschwader unterstützten sie, und polnische Fallschirmjäger rollten die „gegnerische" Flanke auf.

Besondere Lieblinge des Publikums auf den Manöverbällen waren die Fallschirmjäger. Aber auch die anderen kamen nicht zu kurz. „Solche herrliche Freundschaft vergißt man nie", meinte der Sowjetsoldat Anatoli Markelow.

Ehrliche Überzeugung von der gemeinsamen gerechten Sache sprach aus allen Äußerungen der Bevölkerung. „Ich war 1915–18 Funker", erzählte Arthur Kluge (75), „und will bestimmt keinen Krieg mehr. Aber diese Soldaten, die müssen sein. Gerade deshalb!"

Rauf auf die Bühne! riefen Genossenschaftsbauern aus Milda mitten in die feierliche Stille nach einer feierlichen Rede und hoben einen ängstlich blökenden Hammel hinauf, um ihn dem Kommandeur eines sowjetischen Truppenteils zu verehren. Alles ohne Protokoll!

Sollte ich wieder in die DDR kommen, so möchte ich am liebsten nach Rudolstadt, wo ich so viele liebe Menschen kennengelernt habe. – Soweit Anton Brezovský, Soldat aus der ČSSR.

Tausende Geschenke tauschten auch die Waffenbrüder untereinander. Von Abzeichen über Ansichtskarten, bis zu Fußbällen und Taktikbestecken. Höhepunkt davon war natürlich der offizielle Fahnenaustausch im Erfurter Georgi-Dimitroff-Stadion.

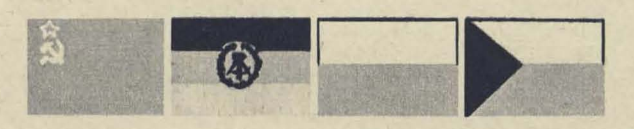
Unbesiegbare Waffenbrüderschaft – dieses oft strapazierte Wort – hat für viele einen konkreten Inhalt bekommen. Überall, wo sich Soldaten der Bruderarmeen trafen, versicherten sie sich gegenseitig immer wieder: Gemeinsam brauchen wir niemanden zu fürchten!

Rekorde im Autogrammgeben brachen die Soldaten, als sie wieder in ihre Standorte zurückfuhren. Filmstars wären vor Neid erblaßt. Scharen von Kindern stürmten die Fahrzeuge, und Kommandeure blickten staunend zur Uhr: Zum erstenmal hielten sie die geplante Zeit nicht ein.

Manöverstolz ist eine Wortneubildung, die in Waffenstolz einen Vorläufer hat. Für viele Soldaten ist es gar nicht mehr so wichtig, daß sie Artilleristen, Mot.-Schützen, Flieger oder Panzerleute sind. Für sie zählt jetzt, daß sie d a b e i waren, bei den großen Tagen im Oktober 1965.

„Wo sind Sie zu Hause?“ fragte Genosse Walter Ulbricht Panzerfahrer Uffz. Buche. „In Lübben.“ — „Wo es die hübschen Mädchen gibt?“ — „Ja, und Kraftwerke.“ Zuruf: „Und Gürkchen!“

Es kämpften VIER ARMEEN



Alle interessierten sich für die Soldaten. Besonders aber Kinder und junge Mädchen.





Soldaten schreiben für Soldaten

Die große Liebe

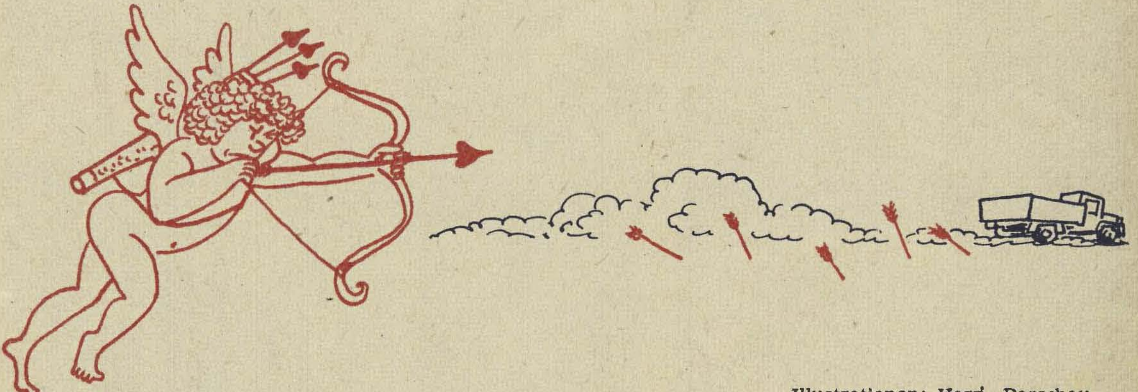
Günter hatte sich verliebt, unsterblich und hoffnungslos. Außer der Erinnerung an drei schöne Stunden im Tanzcafé war ihm nichts geblieben, was die Hoffnung auf ein Wiedersehen gerechtfertigt hätte. Schüchtern und unerfahren wie er war, hatte er von Anfang an alles falsch gemacht, und so konnte es sein, daß nun irgendwo in der Republik ein junges Mädchen umherlief, ohne auch nur die leiseste Ahnung von der großen Liebe des Soldaten Günter zu haben. Sie wohnte weder im Standort, noch in der näheren Umgebung, das hatte er in Tagen und Wochen vergeblichen Suchens herausgefunden. Ein aussichtsloser Fall! Auch Günter schien das allmählich zu begreifen ...

Dann kam unsere große Übung. In Kolonnen fuhren wir vom Konzentrierungsraum unserem Ziel entgegen. Neben mir im G-5 saß Günter. Es war heiß, und der Staub biß in die Augen. Die Straßen wechselten wie die Landschaft: Panzerzerwühltes Gelände, Sandwege, Chausseen. Wieder durchfuhren wir eine Ortschaft. Kinder liefen uns hinterher, Einwohner winkten. Wir kannten das, freuten uns darüber, es war beinahe schon eine Selbstverständlichkeit. Doch da — plötzlich und unerwartet ergriff Günter meinen Arm. Mit Mühe behielt ich den schweren Wagen in der Spur. War der Genosse verrückt geworden? Aufgeregt sah ich ihn nach draußen winken. An der Straße stand eine Blondine, jung und hübsch, wie ich rasch feststellte. Und plötzlich begriff ich die Zusammenhänge. Kannte doch jeder in der Gruppe die Geschichte von Günters aussichtsloser Liebe. Nun das hier!

Ein Anhalten war unmöglich. Die Kolonne bestimmte das Tempo, gleichmäßig, unaufhaltsam. Armer Soldat Günter! Für Amor gab es keine Chance.

Tage später in der Kaserne beschlossen wir, dem Genossen zu seinem Glück zu verhelfen. An Hand der Karte ermittelten wir den Ort, in dem die blonde Schönheit am Straßenrand gestanden hatte. Ein kühner Plan nahm Gestalt an.

Eines Morgens fand der Bürgermeister E. von B. einen außergewöhnlichen Brief in seinem täglichen Posteingang. Er las ihn einmal, zweimal, dreimal ... Aber schließlich hat ein Bür-



Illustrationen: Harri Parschau

germeister in der Erntezeit größere Sorgen als den Liebeskummer eines Soldaten. Und gerade in B. wollte es mit der Getreideernte in diesem Jahr gar nicht so recht vorwärts gehen. Der Regen, Ausfälle in der Technik — kein Wunder, daß dem Dorfvater der Kopf nur so brummte, und lange nach Feierabend saß er noch in seinem Büro. Da fiel ihm der Brief unseres Soldaten wieder in die Hände. Sorgen hatten die ...

Schon wollte er ihn beiseite legen, da — Bürgermeister E. schlug mit der Faust auf den Tisch: Verdammt noch einmal! Wenn unsere Mädchen hier schon so interessant sind, daß man aus einer kilometerentfernten Dienststelle Briefe schreibt, warum zum Teufel können uns die Jungs nicht auch bei der Ernte helfen?!

Diesmal war es unsere Gruppe, die Post bekam. Mit großem Hallo wurde der Brief diskutiert. Natürlich waren wir sofort dafür. Mit entsprechenden Kommentaren versehen, ging die Einladung des Bürgermeisters den Dienstweg bis zum Kompaniechef. Und so kam es, daß schon am nächsten Wochenende eine ganze Abordnung dienstfreier Genossen mit einem S-4000 nach B. fuhr.

Bürgermeister E. traute seinen Augen kaum, und noch größer war sein Erstaunen, als er sah, mit welchem Feuereifer wir auf den Feldern der Genossenschaft aufräumten. Nur mit dem blonden Mädchen hatte es seine Schwierigkeiten. Bürgermeister E. fühlte sich da gar nicht wohl in seiner Haut. Einerseits wollte er die Genossen nicht enttäuschen, andererseits waren die wenigen blonden Frauen und Mädchen des Dorfes entweder schon vergeben oder in einem Alter, das den Soldaten Günter wohl ziemlich kalt gelassen hätte. Nur auf eine paßte so ungefähr die Beschreibung: Auf die junge Zootechnikerin, die erst kurze Zeit in der LPG war. Unter unmöglichen Vorwänden hatten der Bürgermeister und der Vorsitzende der Genossenschaft, der von der amourösen Seite der Erntehilfe informiert war, die Ahnungslose dahingebracht, den Soldaten Günter, der die Erntefuhren mit dem Traktor ins Dorf brachte, zu begleiten. Alles weitere aber, so meinte der Genosse E. verschmitzt lächelnd zu uns, übersteige die Machtbefugnis eines Bürgermeisters ...

Jetzt mußte Günter handeln. Und wie er handelte! Wir kannten unseren stillen Genossen kaum wieder, und bald konnten wir unsere heimliche Regie getrost niederlegen. Amor begann diesmal zu siegen — auf der ganzen Linie.

Alles andere ist schnell erzählt. Eine Liebesgeschichte begann, wie so viele tagtäglich in der Welt beginnen, und wie manche endete sie schließlich auf dem Standesamt.

Ob die kleine Zootechnikerin der LPG in B. aber tatsächlich Günters kurze Bekanntschaft aus unserem Tanzcafé war, möchte ich bezweifeln. Ich habe Günter aber nie erzählt, daß wir uns bei der Berechnung des Dorfes B. um ganze 20 km geirrt hatten.

Hans-Dieter Speck



Der Ausweg

Er wurde nur Langer gerufen. Immerhin war er 2,05 Meter groß. Sonst war er ein prima Kerl und hatte alle Eigenschaften, die ein guter Reservist unserer Volksarmee haben muß. Dazu kam noch sein unverwüstlicher Humor. Nur seine Kopfform war etwas ungewöhnlich: Von der hohen Stirn fiel die Schädeldecke schräg nach hinten ab. Vielleicht lag es daran oder an etwas anderem, jedenfalls erwischte er bei der Einkleidung einen Stahlhelm, der ihm zu groß war. Aber er merkte das erst zwei Tage später.

Was man aber einmal gefaßt hat, wird man nicht so schnell wieder los. Jedenfalls rutschte dem Langen jedesmal der „Knitterfreie“ ins Genick, wenn er sich etwas schneller bewegen mußte. Und das kommt ja bei Soldaten oft vor. Es verging kein Tag, wo er nicht von irgendeinem Vorgesetzten wegen des unvorschriftsmäßigen Sitzes seines Stahlhelmes einen Rüffel einstecken mußte. Schon einige Male hatte er den Hauptfeldwebel gebeten, ihm doch einen kleineren Stahlhelm zu besorgen. Aber jener vertröstete ihn von einem Tag auf den anderen.

Eines Tages hatten wir Alarm. Vierzig Sekunden vor der Zeit stand der Zug abmarschbereit. Leutnant Kummer, unser Zugführer, musterte uns zufrieden und stolz. Plötzlich ging ein Ruck durch seinen Körper, seine Miene verfinsterte sich. „Genosse Klein, vortreten!“ kommandierte er. Gemeint war natürlich der Lange. „Ihr Stahlhelm sitzt wie ein Sommerhut. Sachen ordnen. Eintreten!“

Verstohlen musterten wir den Langen. Er zuckte mit keiner Wimper und reihte sich schweigend ein.

Es wurde ein langer Marsch. Plötzlich kam das Kommando: „Artilleriefeuer von vorn!“ Wir rannten los, um aus dem Beschußstreifen herauszukommen. Kaum waren wir zwanzig Meter gelaufen, stoppte uns das Kommando „Halt“. Verwundert schauten wir uns um. Am Ausgangspunkt, mitten im Beschußstreifen, stand der Lange und kam auf den Ruf des Zugführers gemächlichen Schrittes heran. „Genosse Klein, was ist los? Wollen Sie nicht oder können Sie nicht?“ fragte der Leutnant. Der Lange nahm Haltung an und antwortete mit todernster Miene: „Genosse Leutnant, wenn ich renne, rutscht mir der Stahlhelm ins Genick, und ich werde zusammengestaucht. Gehe ich langsam, bleibt er oben, aber ich werde wegen Nichtbefolgung eines Kommandos zusammengestaucht. Da also für mich ein Rüffel sowieso nicht ausbleibt, habe ich mich für das Langsamgehen entschlossen. Vielleicht komme ich auf diese Weise schnell zu einem anderen Stahlhelm.“

Noch am selben Tag wurde der Lange zufriedengestellt und ist dann die ganze Zeit nie wieder unangenehm aufgefallen.

Wilfried Hergesell



Denkspruch

Wer einen männlichen Vorgesetzten
nicht grüßt,
verletzt die Regel.
Wer einen weiblichen Vorgesetzten
nicht grüßt
ist ein Flegel.

Oberfeldwebel H. Stöhr

Erinnerung

Fest umschließen
meine Hände kaltes Glas.

Deine, meine Lippen
tranken daraus weißen Wein.

Nach den kurzen Stunden Liebe
bleib ich lang allein.

Viele Frauen müssen warten. —
Warten so wie ich.

Abends, wenn ich ganz allein bin,
sehn' ich mich.

Margarete Blahowsky

Schlagfertig

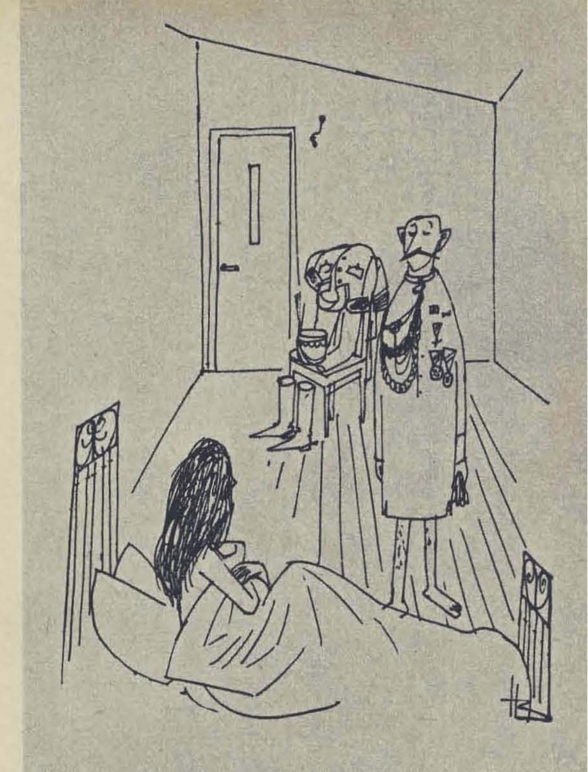
Stubendurchgang. Der Hauptfeldwebel nimmt das Bett des Genossen Hopp in Augenschein. Plötzlich verfinstert sich seine Miene, und er weist mit dem Finger auf ein handgroßes Loch in der Decke, die dort an ihrem vorschriftsmäßigen Platz liegt. Hopp ist erschlagen. In seinem Hirn kreist nur ein Gedanke: Ausgang ade!

Der Hauptfeldwebel sieht Hopp durchdringend an und fragt: „Wo ist das her?"

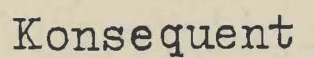
Hopp schaut ratlos in die Runde und da er wirklich nicht weiß, wie es zu diesem seltenen Mißstand gekommen ist, sagt er mit dem Mute der Verzweiflung: „Genosse Hauptfeldwebel, Sie sehen mich genauso erschüttert wie Sie es sind. Ich kann da nur fragen: Wo ist das hin?" Der Hauptfeldwebel sieht von Hopp auf die Decke und kann sich eines Schmunzelns nicht erwehren. Nun lacht die ganze Gruppe.

Als Hopp abends in der Stadt neben seiner Freundin im Kino sitzt, wundert er sich noch immer, wie er zu dieser Antwort und zu diesem Ausgang gekommen ist.

Soldat Günter Halbig



Zeichnungen: Henry Büttner



Konsequent

Die FDJ-Konferenz erreicht ihren Höhepunkt. Im Saal wird es ganz still, und alle Augen richten sich zur Bühne, auf der sich ein junger Offizier in betont straffer militärischer Haltung postiert. Eine ebenso junge und — ich darf wohl mit Recht sagen — hübsche und adrette Oberschülerin in FDJ-Kleidung tritt auf den erstarrten Leutnant zu und heftet ihm die Artur-Becker-Medaille an die Brust.

Sie steht vor ihm, zögernd und etwas verlegen. Pflichtbewußt ergreift der Offizier ihre Hand und erhebt seine Stimme:

„Ich diene der Deutschen Demokratischen Republik . . ."

Die Worte dringen kurz und militärisch durch den Saal. Sekundenlanges Schweigen in der Runde.

Plötzlich eine Stimme von unten:

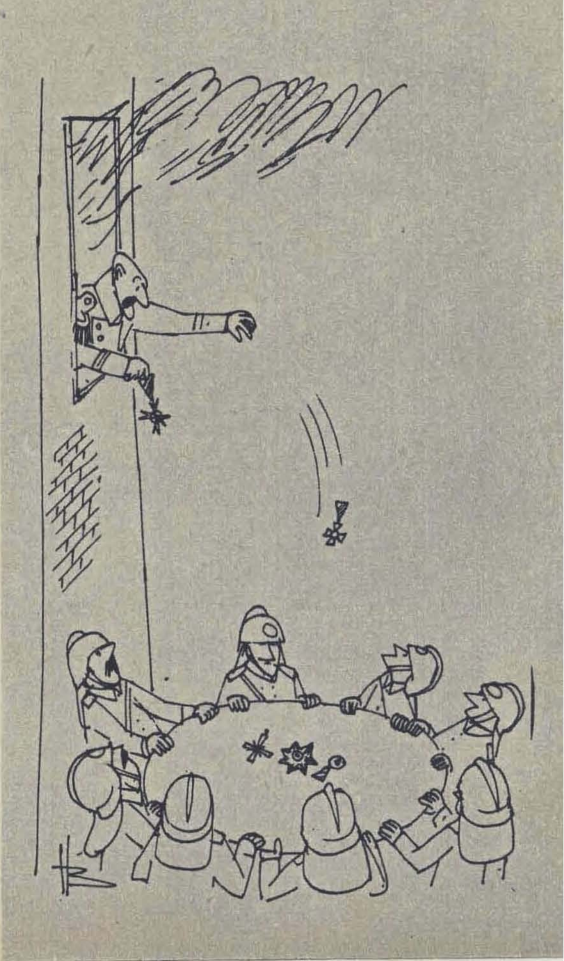
„. . . Drück' sie doch mal!"

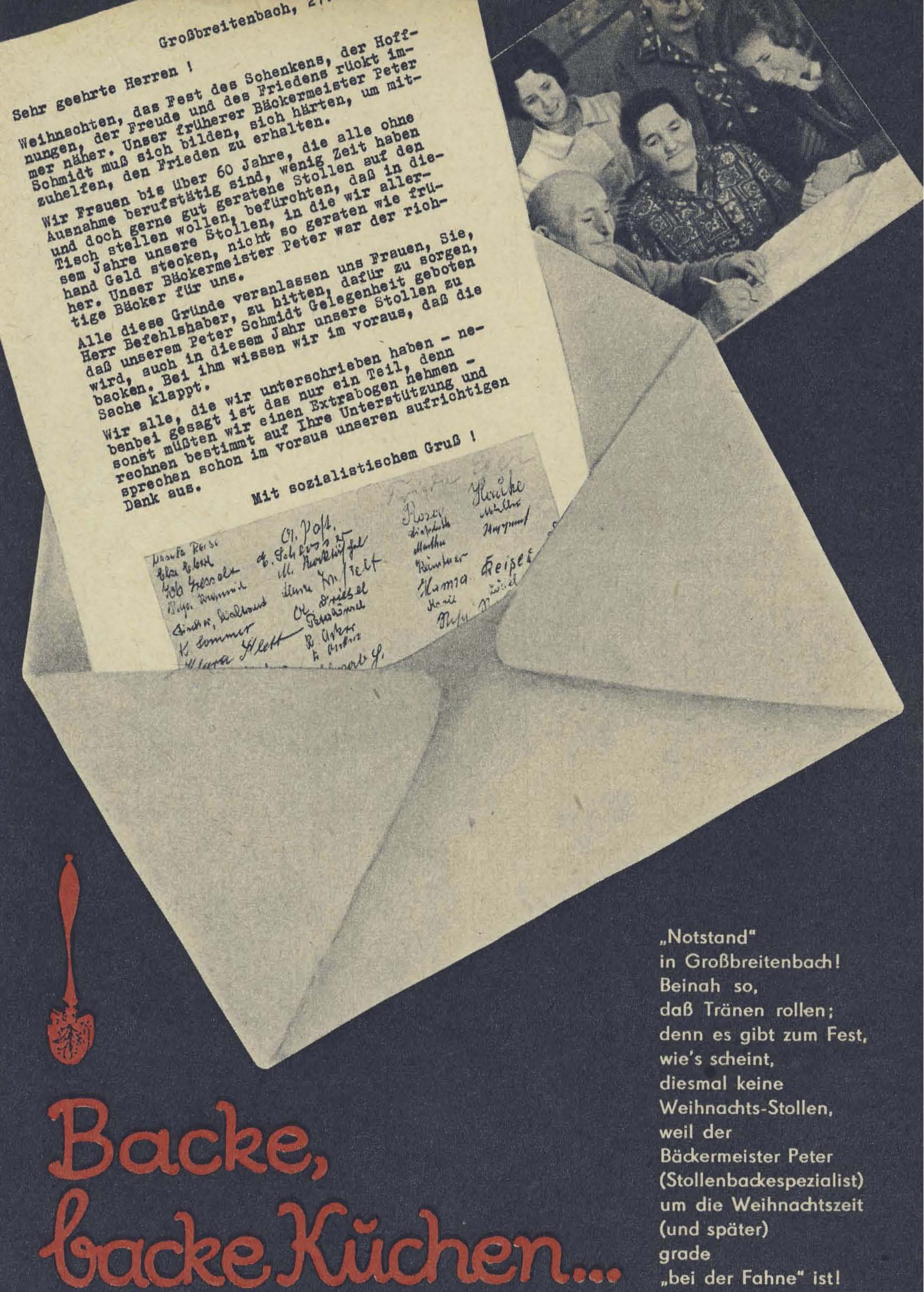
Dann ein ganzer Chor „. . . Drück' sie doch mal!" Der Leutnant verfärbt sich.

Die etwa 17jährige FDJlerin tritt zögernd einen Schritt näher.

„. . . aber . . . ‚Ich diene der Deutschen Demokratischen Republik'", wiederholt der Leutnant ernst.

Oberstleutnant Aue





Großbreitenbach, 2...

Sehr geehrte Herren !

Weihnachten, das Fest des Schenkens, der Hoffnungen, der Freude und des Friedens rückt immer näher. Unser früherer Bäckermeister Peter Schmidt muß sich bilden, sich härten, um mitzuhelfen, den Frieden zu erhalten.

Wir Frauen bis über 60 Jahre, die alle ohne Ausnahme berufstätig sind, wenig Zeit haben und doch gerne gut geratene Stollen auf den Tisch stellen wollen, befürchten, daß in diesem Jahre unsere Stollen, in die wir allerhand Geld stecken, nicht so geraten wie früher. Unser Bäckermeister Peter war der richtige Bäcker für uns.

Alle diese Gründe veranlassen uns Frauen, Sie, Herr Befehlshaber, zu bitten, dafür zu sorgen, daß unserem Peter Schmidt Gelegenheit geboten wird, auch in diesem Jahr unsere Stollen zu backen. Bei ihm wissen wir im voraus, daß die Sache klappt.

Wir alle, die wir unterschrieben haben – nebenbei gesagt ist das nur ein Teil, denn sonst müßten wir einen Extrabogen nehmen – rechnen bestimmt auf Ihre Unterstützung und sprechen schon im voraus unseren aufrichtigen Dank aus.

Mit sozialistischem Gruß !

Backe, backe Kuchen...

„Notstand"
in Großbreitenbach!
Beinah so,
daß Tränen rollen;
denn es gibt zum Fest,
wie's scheint,
diesmal keine
Weihnachts-Stollen,
weil der
Bäckermeister Peter
(Stollenbackespezialist)
um die Weihnachtszeit
(und später)
grade
„bei der Fahne" ist!

Opa Otto
führt besonnen
alle Frau'n der Stadt
ins Feld,
ihre Waffen:
Argumente,
die er hier
zusammenstellt.
54 Frau'n bestärken
Opas Brief
durch Unterschrift,
der bei Peters
Kompanie-Chef
auf 'nen
Stollen-Kenner trifft.









Eine Stadt
ist ohne Stollen!
Diese Nachricht
trifft wie'n Schlag.
Peter wird
zum Weihnachtsengel
durch 'nen
Stollen-Dienstauftrag!
Und so flattert er
ins Städtchen,
um's mit Backwerk
zu beglücken,
doch erst muß er
seine Beste,
seine Mutti,
bißchen drücken.





Alle Muttis
schleppen Bleche –
werden dabei
seitenschwach,
und ein Duft
liegt über allem
heute in
Großbreitenbach.
Und nun kann
die Festzeit kommen,
und es komme
Eis und Schnee! –
Stollen hat man jetzt
dank Opas
wunderbarer
Brief-Idee.







Ja, da strahlt
der Bäcker Peter,
und es freuen sich
die Frauen,
und es lachen die Rosinen,
wenn sie aus
dem Kuchen schauen.
Selbst der große
Backeofen
ist erhitzt
und sehr erregt,
weil nun wiedermal
die große
Weihnachts-Stollen-Stunde
schlägt.

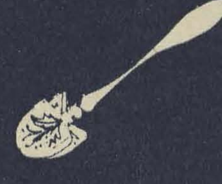
Peter kehrt zurück
zur Truppe
(einem
Panzer-Regiment),
doch für seinen
Kompanie-Chef,
der die Stollen
so gut kennt,
hat er eine
kleine Probe
seiner Arbeit
im Gepäck.
(Brücke zwischen
Stadt und Truppe
schlugen Pit
und sein Gebäck.)



Helmut Stöhr



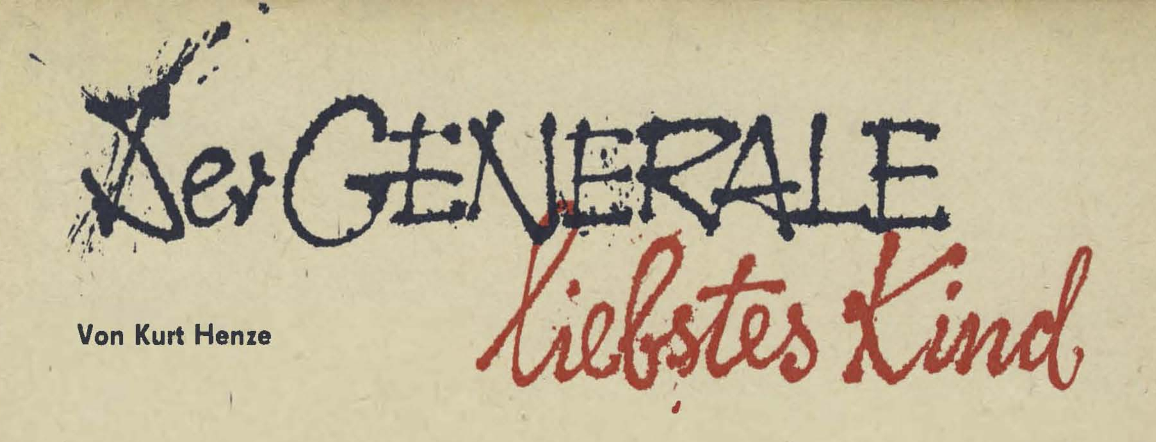




Vignetten:
Horst Bartsch







Der Generale liebstes Kind

Von Kurt Henze

An diesem Augusttag 1965 sind sie beide Hunderte von Kilometern voneinander entfernt, und sie kennen sich auch nicht, werden sich vielleicht nie persönlich kennenlernen.

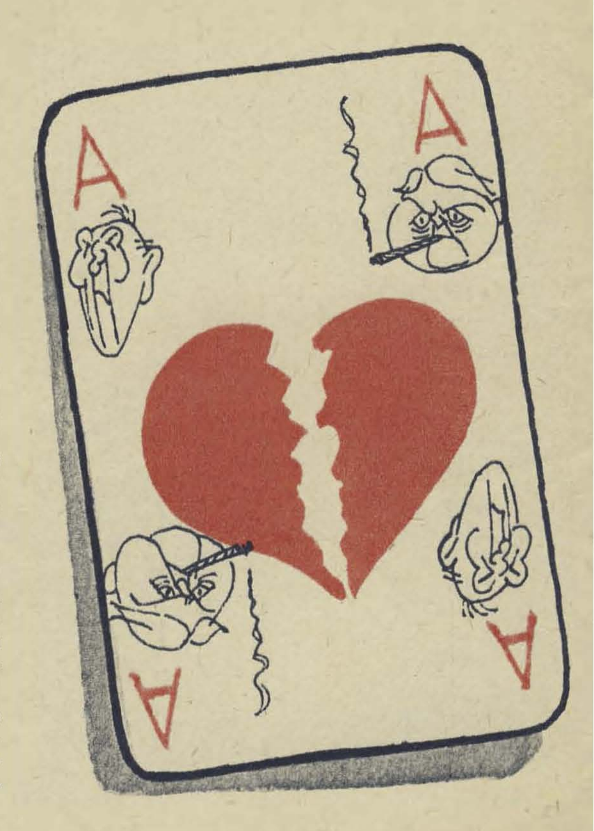
Der eine ist Zivilist, Kernphysiker von Beruf. Der andere ist Militär von Beruf und trägt Generalssterne. Der eine bedient an diesem Augusttag 1965 vor einer sogenannten „heißen Zelle" der Kernforschungsanlage im Stetternischen Forst bei Jülich den Manipulator, den Ferngreifer. Der andere schaut auf der Hebriden-Insel South Uist westlich von Schottland dem „Countdown" einer operativ-taktischen Rakete des Typs „Sergeant" zu, dem „Hammer" der Korpsartillerie der Bundeswehr.

Rein wissenschaftlich scheint die Arbeit des Kernphysikers; die des Generals, der bequem in seinem Auto und abseits der auf den Raketenstart lauernden Reportermeute sitzt, entbehrt noch der letzten Ergebnisse der Wissenschaft. Denn die auf dem Abschußbalken ruhende „Sergeant" hat strukturmäßig noch keinen atomaren Sprengkopf. Wo sie aber bereits vorhanden sind, so wie im Raketenbataillon 112 Nienburg-Langendamm, ist überall ein amerikanischer Schlüsseloffizier anwesend; er allein ist für die Armierung der „Honest John" und der „Sergeant" mit Atomsprengköpfen aus amerikanischen Arsenalen zuständig: im NATO-Ernstfall, über den man sich im Bonner Kriegsministerium auf der Bonner Hardthöhe schon genügend klare Vorstellungen macht. Einen Tag nachdem der General und die Reporter ihre Raketen-Show auf South Uist genossen haben, plaudert die „Frankfurter Rundschau" aus der Raketen-Schule: „Das heißt aber, Mr. ‚Sergeant' wird – notfalls mit fünf Stunden Verzögerung als Atomwaffe von der Wirkung der Hiroshima-Bombe gegen Ziele im Gebiet von Rostock, Brandenburg, Dessau, Halle, Gera – und sogar Dresden eingesetzt werden, im Namen der Freiheit und mit eben einer Wirkung, die den alliierten Bombenangriffen auf Dresden vom 13. Februar 1945 absolut gleichkommt. Mit einem Schuß, wohlgemerkt."

Und auch manch NATO-Partner hat recht klare Vorstellungen. Hitlers Generalen das Atomschwert in die Hand geben – die Folgen werden in Vorträgen skizziert, die der amerikanische Stratege Hermann Kahn im Hudson-Institut bei New York abhält. Hudson geht von der Annahme aus, „daß westdeutsche Divisionen, den NATO-Befehl mißachtend, nach Osten vorstoßen, von der 7. amerikanischen Armee nach einigem Zögern nicht aufgehalten."

Das große Spiel ums kleine „noch"

Aber noch befinden sich die amerikanischen Schlüsseloffiziere in den Raketenbataillonen der Bundeswehr. Noch bellen auf den Mann abgerichtete Hunde in amerikanischen Atom-Depots überall auf westdeutschem Boden. Noch befinden sich auf den Fliegerhorsten der Bundesluftwaffe die mit Atombomben versehenen



Maschinen der Alarmrotte innerhalb einer gelben Markierung, die von einem westdeutsch-amerikanischen Doppelposten bewacht wird, und „unbefugtes" Betreten birgt tödliches Risiko.

Noch. Wie lange noch, bis ich das Atomschwert in der Hand halte, fragt der General. Wir wollen nicht „Nation dritter Klasse" sein, umschreibt es die Armee der Journalisten.

Der General setzt im Spiel um dieses „noch" auf mehrere Trümpfe: auf die MLF, auf das Mitspracherecht über den Einsatz der Kernwaffen, auf geheime Forschung im Ausland. Und er hat noch einen weiteren Trumpf unter seinen Karten, in die er sich nicht gern blicken läßt.

Der Trumpf in der Hinterhand

Während der General auf South Uist der Flugbahn seiner „Sergeant" nachstarrt, ergreifen in den „heißen Zellen" der Kernforschungsanlage Jülich Manipulatoren-Hände stark radioaktive Stoffe, wächst unweit des kleinen Labors auf dem Boden der Kernforschungsanlage ein finsterer Betonklotz wie ein riesenhafter Bunker. „Wenn er in einem Jahr fertig ist" – so prophezeit die Düsseldorfer ‚Rheinische Post' – „wird der Klotz im Silberglanz einer Aluminiumhaut strahlen und die größte ‚Heiße-Zellen-Anlage' Deutschlands enthalten. Hier ist alles aus dem kleinen Labor ins Gewaltige übersetzt."

Stimmt. Große Dimensionen nehmen die Pläne an, sich selbst mit Atomsprengkörpern zu versorgen. Und wovon der General von South-Uist an diesem Augusttag träumt, dafür arbeiten die Wissenschaftler im Stetternicher Forst bei Jülich, am Versuchsreaktor in Kahl, am Mehrzweckreaktor im Kernforschungszentrum Karlsruhe-Leopoldshafen, der gerade „kritisch" geworden ist, d. h. die programmgemäß gesteuerte Reaktion gezeigt hat.

Seit April dieses Jahres liefert er bombenreines Plutonium. Die Bundesrepublik, so argwöhnte die britische Zeitung „Daily Expreß" einen Monat darauf, würde innerhalb von drei Jahren sieben Atomreaktoren in Betrieb haben, die 1340 Pfund Plutonium als Nebenprodukt erzeugen. Für eine Bombe, die fünfmal soviel Sprengkraft hat wie die, die Hiroshima verheerte, brauche man laut „Daily Expreß" nur 13 Pfund Plutonium.

Die Redakteure der britischen Zeitung recherchierten nach dem wachsenden Bonner Atompotential auf Grund eines vom Komitee der „Westeuropäischen Union" verfaßten Berichtes, der bezeichnenderweise Kontrollen über die von Bonn erzeugten Plutonium-Sprengstoffe forderte.

Noch eine verdeckte Karte

Aber der General läßt sich nicht gern in die Karten blicken. Das offenbarte auch jene Fragestunde im Bayrischen Landtag, in der die Ebersberger Abgeordnete wissen wollte, ob die Bundeswehr 20 Quadratkilometer Land aus



dem Ebersberger Forst vom bayrischen Staat kaufen wolle, „um hier ein Versuchszentrum zu errichten". Staatssekretär Vilgertshofer vom Landwirtschaftsministerium wich der Frage aus. Es läge kein Antrag der Bundeswehr vor, Gelände im bayrischen Forst zu erwerben. Orakelhaft fügte er jedoch hinzu: „Ich bitte um Verständnis dafür, daß nichts Näheres gesagt werden kann."

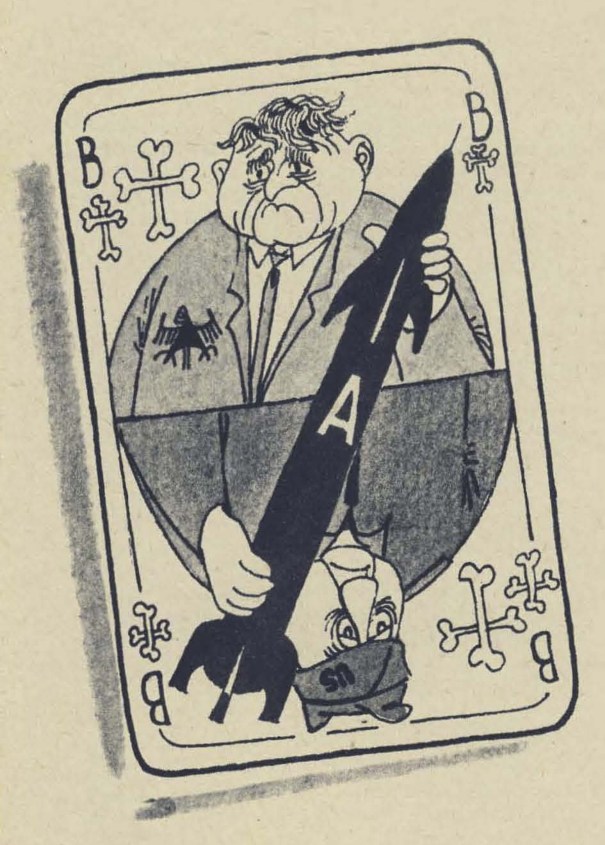
Der darauf ebenfalls ins Fragen-Kreuzfeuer geratene Vizepräsident der Wehrbereichsverwaltung 6, Hans-Heinrich-Amonn, wollte von einer Planung der Bundeswehr im Ebersberger Forst auch nichts wissen; eine Planung, die große Teile der bayrischen Bevölkerung in Rage versetzt hat. Der Ebersberger Forst ist mit seinem 9000 Hektar umfassenden Fichten- und Mischwald der größte zusammenhängende Flachlandwald in Mitteleuropa und bevorzugtes Erholungszentrum der Münchner Bevölkerung. Ein Drittel des Waldes – das ist jetzt bekannt – fällt den Bonner Atomplänen zum Opfer. Das Bundeswehrprojekt wurde in einen Protonenbeschleuniger umgemünzt, jeder Protest der Bevölkerung abgewürgt.

Das Urteil des Fachmanns

Ja, der General läßt sich nicht gern in die Karten blicken, und ihm kommt entgegen, daß friedliche und militärische Atomforschung

schwer zu unterscheiden sind. So wird der Karlsruher Reaktor als „Mehrzweckreaktor" bezeichnet. Der eigentliche Zweck dagegen wird verschwiegen. „Aus in der Literatur angegebenen" — so teilte der weltbekannte DDR-Atomphysiker Prof. Dr. Klaus Fuchs mit — „und nur für den Fachmann durchschaubaren Daten (Größe der Anlage, Reinheitsgrad des zu erzeugenden Plutoniums usw.) ergibt sich einwandfrei, daß eine entsprechende Aufbereitungsanlage nur den Sinn haben kann, bombenreines Plutonium, das heißt Plutonium für militärische Zwecke, zu erzeugen." Klipp und klar sagt Prof. Dr. Klaus Fuchs das Karlsruher Ergebnis des Jahres 1968 voraus: Es ist bombenreines Plutonium für sechs Atombomben vom Nagasaki-Typ (20 Kilotonnen); sechs Atombomben jährlich allein aus Karlsruhe!

Fachleute schätzen die Kapazität aller in Westdeutschland entstehenden Atomkraftwerke auf etwa 70 Atombomben pro Jahr. 70mal Hiroshima aus Jülich, Kahl, Karlsruhe und aus dem im Bau befindlichen Atomkraftwerk in Obrigheim am Neckar. Was schert es die Bundeswehr, wenn das Karlsruher Verfahren ökonomisch sehr aufwendig ist — der höhere Preis wird gezahlt. An die Kernreaktor GmbH Karlsruhe, die sich aus „privaten, gemischtwirtschaftlichen und staatlichen Betrieben" zusammensetzt mit Siemens, AEG und den IG-Nachfolgerkonzernen an der Tete! Und im übrigen hat man ja noch die „Volksatombombe".



Es war der Bonner Oberst Wilhelm Groth, der jene Gaszentrifuge entwickelte, die im Jahre 1960 Anlaß für die Bonner Propagandawelle von der sogenannten „Volksatombombe" bildete: Bevor beides auf Anordnung der Amerikaner zum „Staatsgeheimnis" erklärt wurde. Eine Gaszentrifuge für Isotopentrennung erlaubt es, das billiger herzustellende Reaktor-Plutonium mit geringem Aufwand zu Bomben-Plutonium zu verarbeiten. Aus dem Reaktor-Plutonium des bereits genannten Kernkraftwerkes Obrigheim am Neckar kann nach Ansicht von Wissenschaftlern genügend Bomben-Plutonium für 25 Atombomben im Jahr produziert werden: Selbstversorger-Aussichten für den Bonner Tag X.

Probespiele

Und während es sich die Atomwissenschaftler angelegen sein lassen, dem General die Trümpfe zuzuschieben, macht er schon ein Probespiel nach dem anderen.

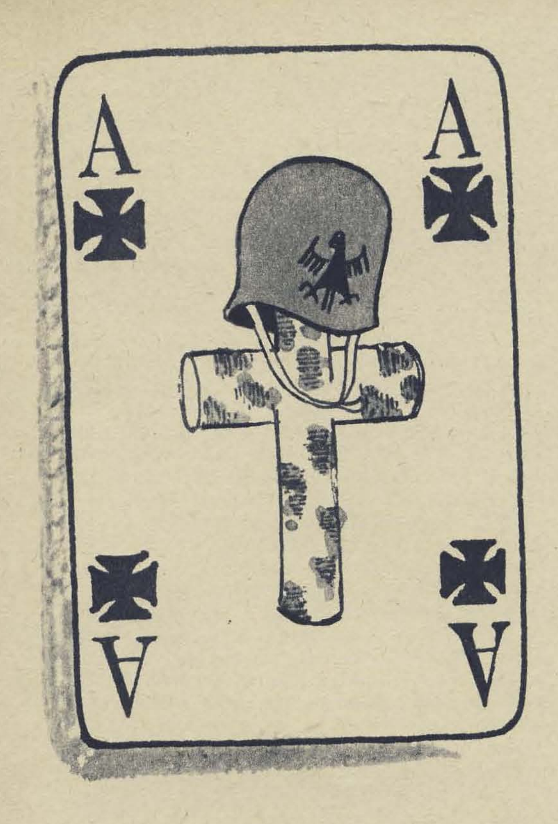
Im Planspiel „Altenmedingen" an der Kampftruppenschule Munster wird die Wirkungsschilderung vom „Feuerfeld Gustav" beschrieben: „Um 06. 00/60.02/06.04 detonieren über dem Feuerfeld Gustav 5 A-Spr.K. (Atomsprengkörper. K.H.) Trotz der Schutzmaßnahmen empfinden die Panzerbesatzungen die Lichtblitze als besonderen Glanz, der eine Zeitlang andauert. In den Panzern, in denen die Sehschlitze nicht verklebt sind, entsteht der Eindruck, als würde das Licht durch den Panzer hindurchdringen, es wird im Panzer heller als bei vollem Sonnenlicht in der Wüste ..." Und nüchtern heißt es in einer sogenannten „Lage Gifkendorf": „Verstärktes Panzergrenadierbataillon 12 beantragt Auslösung des atomaren Feuers auf A-Zielpunkt Nr. 47 13 B ..."

Aber noch befinden sich die amerikanischen Schlüsseloffiziere in den Raketenbataillionen der Bundeswehr, noch bellen die auf den Mann abgerichteten Hunde in den Atom-Depots. Aber der General scheint optimistisch. Im April 1965 läßt er in den Spalten der NATO-Zeitschrift „Revue Militaire Générale" verlauten: „So wie es im Jahre 1955 nötig war, wieder zu einer nationalen Bundeswehr zurückzukehren, so wird es eines Tages auch nötig sein, daß sich die Bundesrepublik selbst mit Atomwaffen ausrüstet."

Und der Wachoffizier der Bundesmarine-Fregatte „Schleswig-Holstein" hegt keine Zweifel an der Politik seiner Generalität. Auf der Kieler Woche von einem DDR-Journalisten befragt, äußerte er: „Wissen Sie, Atomwaffen für die Bundeswehr, das ist nur eine Frage der Zeit."

Gezinkte Karten

Es ist ein eigenartiges und zugleich abstoßendes Spiel, das der General um dieses kleine „noch" arrangiert. Es ist ein Mischmasch von Poker, Schwarzer Peter und Schummellieschen.





Zeichnungen: Klaus Arndt

Es wird mit den billigsten Tricks und um die teuersten Einsätze gespielt. Er spielt es nach Gangstermanier, und er spielt es – offen zugegeben – gekonnt.

Natürlich schlägt er sich wieder und wieder an die Brust und beteuert seine Ehrlichkeit. Alles andere sei nur üble Nachrede. Gleichzeitig aber will er seine Partner zu einem Spiel um Kopf und Kragen zwingen, d. h. zum Beispiel die DDR zu liquidieren.

Natürlich behauptet er auch von sich, daß er im Grunde ein zutiefst friedvoller Partner sei, aber gleichzeitig legt er die Pistole auf den Tisch und droht und erpreßt. ‚Wenn wir nicht endlich Atomwaffen bekommen', wetterte Strauß, ‚haben es sich die anderen selbst zuzuschreiben, wenn in Deutschland wieder ein Führer an die Macht kommt.' Er wäre es wohl allzugern selbst.

Der General kommt sich auch nicht zu schäbig vor, mit ganz billigen Tricks zu spielen. Als in Genf ein internationales Abkommen über die Nichtweiterverbreitung von Kernwaffen auf den Tisch gelegt wurde, schallte es aus Bonn: „Wir sind für ein solches Abkommen, wenn die Russen vorher Zugeständnisse in der Deutschlandfrage machen." Unter diesen Zugeständnissen verstanden sie wieder nichts anderes als die Liquidierung der DDR. Aber daran glaubten sie doch wohl nicht mal im Traume! Ihre Bedingung war also nichts anderes als eine ganz billige Ausflucht.

Und natürlich versucht der General den Schwarzen Peter den anderen zuzuschieben. Bekanntlich hat sich Westdeutschland in den Brüsseler Verträgen verpflichtet, keine Kernwaffen auf eignem Gebiet zu produzieren. Darauf verweisend, erklärte Außenminister Schröder: „Es ist daher kein billiges Verlangen, wenn wir andere Länder, die uns so gern den vollständigen atomaren Verzicht nahelegen, auffordern, ihrerseits erst einmal diese Vorstufe zu erreichen." Die anderen haben also wieder einmal Schuld! Als ob Bonn nicht das einzige Land in Europa repräsentiert, das Gebietsansprüche stellt. Als ob die Brüsseler Verträge nicht bereits vorn und hinten durchlöchert sind! Als ob die deutschen Generale sich nicht schon oft über „heilige" Schwüre und Verträge hinweggesetzt haben, wenn es in ihren Kram paßte.

Kurzum, das Spiel des Generals ist ein Spiel ganz wie im Wilden Westen. Es ist ein gefährliches Spiel mit hohen Einsätzen. Er hat Trümpfe in der Hand, die zu beachten sind. Und dennoch – letzten Endes kann er nur verlieren. Und darin hat er ja auch seine Erfahrungen.



ie griechische Mythe berichtet uns von Argus, den die Gemahlin des Göttervaters Zeus zum Wächter bestellte. Hierfür war Argus wie geschaffen, denn — wie die Sage erzählt — ist seinen hundert Augen nichts entgangen. Und seit jener Zeit sagt man von einem besonders wachsamen Menschen, daß er Argusaugen habe.

Auge und Erdball sind das Firmenzeichen der „intercontrol G.m.b.H Deutsche Warenkontrollgesellschaft". Oft trifft man Mitarbeiter der intercontrol in unseren Exportbetrieben, in den Häfen oder im Ausland. Wenn in Frankfurt (Oder) ein Transport Getreide aus der Sowjetunion eintrifft, wenn über den Grenzbahnhof Bad Schandau ein Zug mit Tabak oder Obst vom Balkan zu uns gelangt oder wenn in Rostock ein Dampfer mit einer Ladung Früchte aus Übersee festmacht — immer sind die Spezialisten der intercontrol zugegen und prüfen. Sie schützen Importeure wie Exporteure, Verbraucher wie Handel vor Schäden und Verlusten durch Waren minderer Qualität. Sie kontrollieren im Auftrag des Käufers oder des Verkäufers. Sie wachen mit Argusaugen darüber, daß alle Lieferbedingungen eingehalten worden sind.

In der DDR hat intercontrol in Frankfurt (Oder), Leipzig, Dresden, Karl-Marx-Stadt, Erfurt, Magdeburg, Berlin, Rostock, Stralsund und Wismar seine Bezirks- und Hafenstellen, denen wiederum Nebenstellen und Stützpunkte in anderen Orten angeschlossen sind.

Intercontrol G.m.b.H. überprüft nahezu alles — von der kompletten Chemieanlage und der Werkzeugmaschine über Pkw, Rohstoffe, Textilien, Möbel, Nahrungs- und Genußmittel bis zur Rasierklinge.

40 Prozent der Aufträge werden für den Export und den Import in der DDR, 60 Prozent für den Import im Ausland ausgeführt. In Fabriken und Gruben Englands, Frankreichs und Italiens, Österreichs, Westdeutschlands und Belgiens, Dänemarks, Finnlands, Schwedens und Norwegens, in der ČSSR, in Bulgarien und Polen, Ungarn, Jugoslawien und Rumänien sind die Gutachter der intercontrol tätig. Darüber hinaus unterhält sie zu den Schwestergesellschaften im sozialistischen Ausland und zu Unternehmen in kapitalistischen Ländern Verbindungen. So arbeiten für intercontrol neben den fest angestellten auch vertraglich kurzfristig gebundene Prüfer. Der Hauptauftraggeber der intercontrol G.m.b.H. sind die Außenhandelsunternehmen der DDR. Aber auch ausländische Firmen wenden sich oft an die Gesellschaft mit Kontrollaufträgen.

Entspricht die geprüfte Ware allen vertraglichen Bedingungen, dann wird von der intercontrol ein Zertifikat (Zeugnis) ausgestellt. Es bestätigt, daß die Erzeugnisse untadelig sind. Der Käufer zahlt erst, wenn er das Zertifikat der Warenkontrollgesellschaft in der Hand hat. Wer will auch schon die Katze im Sack kaufen!

Gründlichkeit ist bei jeder Prüfung oberstes Gebot. Von einer Schiffsladung mit 3000 Tonnen Schwedenerz zum Beispiel gelten 250 Gramm Erz als repräsentativ für die gesamte Ladung. Dafür werden ihr 150 Kilogramm Erz entnommen. Diese Probe wird in einer Erzmühle zu 0,2 Millimeter starken Körnchen zerkleinert und dann auf einen Haufen geschüttet. Er wird zu einem stumpfen Pyramidenkegel abgeplattet und mit einem Kreuz gevierteilt. Zwei Teile werden ausgesondert, mit den anderen beiden wiederholt sich die genannte Prozedur solange, bis nur noch drei Siegelproben zu je 250 Gramm übrigbleiben. Eine der versiegelten Proben erhält der Lieferer, eine wird im Zentrallabor auf ihren Eisengehalt analysiert, während die dritte im Probenarchiv aufbewahrt wird. Sollte die Liefergrube innerhalb von sechs Monaten die Probe des intercontrol-Labors anzweifeln, wird die Archivprobe einem neutralen Labor zur Analyse übergeben.

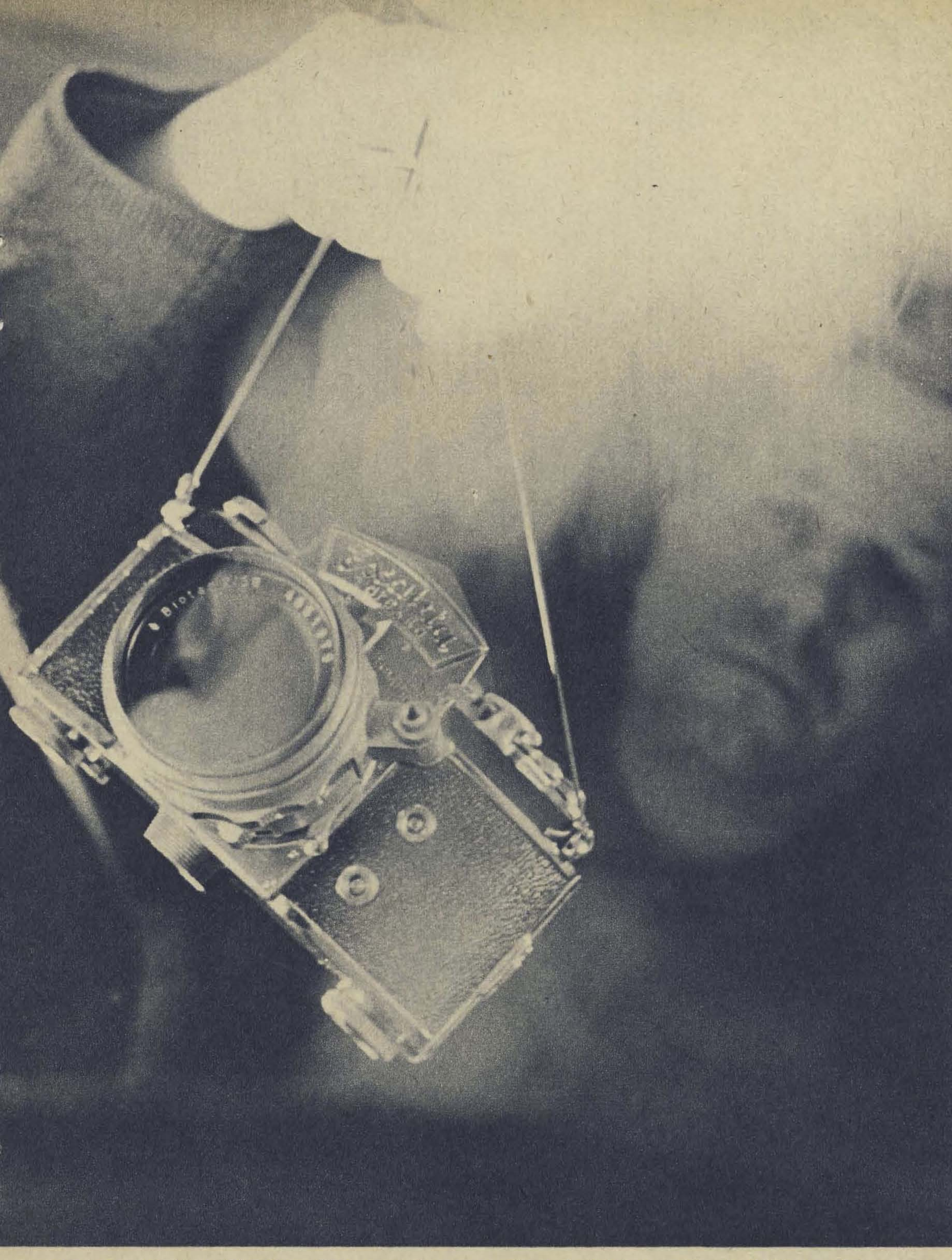
Ihr Zentrallabor hat die intercontrol in Berlin. Es wird von Dr. Pollok, einem erfahrenen Chemiker, geleitet. Hier werden im Textil- und Zellstofflabor im anorganischen und im organischen Labor, im Getreidelabor und im organischen Entwicklungslabor die Proben auf Herz und Nieren geprüft. Von jeder werden mehrere Analysen gemacht, um genaue Werte zu erhalten. Erst wenn die Probe gründlich untersucht worden ist, unterschreibt Dr. Pollok oder sein Stellvertreter, Diplom-Chemiker Siewert, das Zertifikat und siegelt es ab.

Kontrollingenieure und -techniker, Chemie-Ingenieure und Chemotechniker sowie viele andere Gutachter sorgen dafür, daß wir einwandfreie Waren kaufen können oder daß unsere Handelspartner von uns ausgezeichnete Produkte geliefert erhalten.

Wenn Argus hundert Augen hatte, dann hat intercontrol tausend Augen. Sie wachen, daß nur solche Waren unsere Grenzen passieren, die vom Ruf deutscher Wertarbeit künden.

Palme





Eine besondere Westafrika-Reise führte den 5000-Tonner „Rügen“ in 14 Länder. Mehr als 5850 Erzeugnisse (von der Süßigkeit bis zum hochwertigsten Industrieerzeugnis) aus über 100 DDR-Exportbetrieben wurden mehr als 4100 Tests unterworfen, die Transportbedingungen und Tropenfestigkeit prüfen sollten. Unser Foto — eine Exakta im Wasserdampf — zeigt, unter welchen extremen Bedingungen optische Geräte in einigen tropischen Regionen „arbeiten“ müssen.

Kriminalerzählung
von Siegfried Dietrich

weiter – – – die ermittlungen gehen weiter – –

Illustrationen:
Kurt Küfer





Brüllend wälzt sich die See auf den Strand. Seit Tagen tobt der Sturm, heult in den Kronen der Bäume, reißt Sand, Blätter und Äste mit sich.

Den Kopf tief eingezogen, stapft Heinz Kleffke den Parkweg entlang. Blödsinniger Einfall, ärgert er sich, ein Treff um Mitternacht, mitten in einem Park!

Er hört den Wagen nicht, der sich ihm von hinten nähert, Kleffke sieht nur das Licht der Scheinwerfer, das sich im Gezweig bricht. Er dreht sich um, will zur Seite springen. Da erhöht der andere die Geschwindigkeit. Kleffke sieht ganz dicht vor sich zwei gleißende Lichtpunkte, die auf ihn zurasen und denen er nicht mehr ausweichen kann.

– – –

Hauptmann Küster blättert nachdenklich in dem schmalen Halbhefter mit der Aufschrift „Fahrerflucht / Parkanlage Warnemünde."

Dünn, ausgesprochen dünn! Da ist zunächst der Bericht des Gerichtsmediziners, aus dem hervorgeht, daß der Tod gegen ein Uhr eintrat. Todesursache: Innere Verletzungen, hervorgerufen durch einen Kraftwagen. – Küster blättert weiter und kommt zum Tatortbefundsbericht. Auch dort findet er nichts, womit er etwas anfangen könnte. Es folgt der Spurensicherungsbericht. Der Kriminalist lächelt grimmig vor sich hin, als er die wenigen Zeilen überfliegt: Profilspuren oder sonstige Spuren konnten nicht gesichert werden, da der feine Flugsand – hervorgerufen durch heftigen, landeinwärts wehenden Sturm – sämtliche Spuren unbrauchbar gemacht hat.

Eine faule Kiste! denkt Küster, da läutet das Telefon. Am anderen Ende der Leitung dröhnt die Stimme des Fahndungsbeauftragten. „Ich habe ein paar Neuigkeiten für Sie! Am besten ist es, Sie kommen gleich einmal herüber."

„Ich komme sofort!" ruft Küster und wirft den Hörer auf die Gabel. Der Fahndungsbeauftragte legt einen Personalausweis auf den Tisch.

„Das ist der DPA, den der Tote bei sich trug. Aber er gehört ihm nicht, und er ist verfälscht. Wie wir inzwischen ermittelt haben, heißt der Tote nicht Röbel, sondern Kleffke."

„Und wo ist der richtige Ausweis?" erkundigt sich Küster.

„Verschwunden, spurlos verschwunden! Wir haben jeden Winkel in Kleffkes Wohnung durchsucht. Nichts!" Der Oberleutnant nimmt ein Aktenstück zur Hand. Noch etwas: „Ein

Autodiebstahl, begangen in der Tatnacht und in unmittelbarer Nähe des Tatortes. Der Wagen wurde inzwischen gefunden. Draußen im Diedrichshäger Moor. Ein blauer Škoda, er gehört einem gewissen Hans Naulick."
„Sieh mal einer an!" sagt Küster und erkundigt sich: „Wo ist der Wagen?"
„Im Kriminaltechnischen Institut."
Zwei Tage später hat Hauptmann Küster Gewißheit, daß Kleffke mit Naulicks Wagen überfahren wurde. Das Moor hat die Beweise — mikroskopisch kleine Spuren — nicht verwischen können. Der Täter hatte das Fahrzeug gewaltsam aufgebrochen und die Zündung kurzgeschlossen. — Wer aber war der Täter? Ein Einheimischer, ein Urlauber?
Küster beschließt, den Aussagen Naulicks, des Bestohlenen, nachzugehen. Vielleicht ergibt sich dabei eine Spur.

- - -

„Das war so", erzählt die Barfrau: „Herr Naulick ist einer unserer Stammgäste. Wenn er einen getrunken hat, dann kann er nicht stillsitzen. In einem fort läuft er dann hinaus an den Strand — einmal ist er dabei sogar ins Wasser gefallen —, kommt wieder herein, trinkt weiter und läuft wieder hinaus. So war es auch an jenem Abend. Herr Naulick konnte kaum gerade stehen und wollte nach Hause fahren. Da nahm ich ihm heimlich die Wagenschlüssel weg. Das war gegen zwei Uhr. Herr Naulick glaubte, er habe die Schlüssel verloren, rannte hinaus, um sie zu suchen und kam plötzlich hereingeschossen wie eine Rakete. ‚Man hat mir mein Auto gestohlen!' brüllte er. ‚Erika, ruf die Polizei!' — Nachdem die gekommen war, fuhr dann Naulick mit einer Taxe nach Hause, nach Rostock."
Mehr weiß die Barfrau nicht zu sagen. Ihre Aussage stimmt mit der Naulicks überein, sie bringt Küster keinen Schritt weiter. Der Kriminalist nimmt seinen Hut und verabschiedet sich.
Ein Jugendlicher? In Rostock hatten junge Burschen schon mehrmals Kraftfahrzeuge entwendet. War der Tank leergefahren, ließen sie die Wagen einfach stehen. Hauptmann Küster weiß, wo er zu suchen hat. Bei seinen Ermittlungen stößt er auf einen gewissen Egon Gessler.
„Ich?" sagt Egon und ist beleidigt. „Diesmal ist nichts drin! Ich war bis gegen Morgen bei Gisela. Sie kennen doch meine Freundin." — Die Dame Gisela bestätigt Egons Angaben. — Wieder nichts!
„Ich gebe Ihnen noch drei Tage Zeit", sagt Major Rüdiger, Küsters Vorgesetzter. „Wenn Sie bis dahin keine brauchbare Spur gefunden haben, stellen Sie die Ermittlungen vorerst ein."
Die Ermittlungen einstellen! Seit elf Jahren ist Küster Angehöriger der Kriminalpolizei. Bisher hat er noch jede Ermittlung zu Ende geführt! — Wir müssen anders an den Fall herangehen, überlegt er, ganz anders. Irgend etwas haben wir übersehen, und dadurch haben wir uns verrannt.
Weshalb trug Kleffke einen falschen Personalausweis bei sich, gab es da einen Zusammenhang? — Unsinn, sagt sich Küster, verrenne dich nicht! Zufall, reiner Zufall! — Man müßte auch nochmals mit Naulick sprechen. Möglicherweise hat der an jenem Abend in der Bar oder draußen doch irgend etwas bemerkt — junge Burschen in der Nähe des Parkplatzes, zum Beispiel. Vielleicht hat sich schon einmal jemand an seinem Wagen zu schaffen gemacht? — Es gibt viele Kleinigkeiten, die eine Spur weisen können.
Hans Naulick verkauft Reiseandenken. Was doch so ein kleiner Laden einbringt, denkt Küster, ein wenig erstaunt in die winzige Auslage blickend. Na ja, wenn sich das Geschäft nicht lohnen würde, könnte Naulick ja wohl auch keinen Škoda fahren. — Und wie es scheint, kann er sich nicht über Kundenmangel beklagen.
Küster beschließt, ein wenig zu warten. Vielleicht wird es etwas leerer im Laden.
Was manche Leute doch für Kitsch kaufen! Dieser Seemann zum Beispiel, was mag dem bloß an dem Affen mit Matrosenmütze und Ziehharmonika gefallen? — Seemann? Plötzlich wird sich Küster bewußt, daß auffallend viele Seeleute zu Naulicks Kunden gehören. Das ist ungewöhnlich. Fahrensleute kaufen in der Regel nur selten derartige Reiseandenken. Der Hauptmann schüttelt nachdenklich den Kopf. Argwöhnisch geworden, beschränkt er sich nicht mehr darauf, nur die Ladentür im Auge zu behalten, sondern wählt seinen Platz so, daß er durchs Schaufenster das Innere des Geschäftes übersehen kann. Dabei macht er eine seltsame Feststellung: Betritt ein Seemann den Laden, so führt ihn Naulick nach kurzem Gespräch meist in ein Hinterzimmer. Irgend etwas stimmt hier nicht! Ist Naulick ein Schieber? Küster beschließt, mit den zuständigen Genossen zu sprechen. Sollen sie sich ruhig einmal mit Naulicks ausländischen Kunden befassen.
Der Betrieb in Naulicks Geschäft nimmt nicht ab. Küster verschiebt daher die Befragung und fährt nach Warnemünde. Hat er Glück, so erinnert sich die Barfrau an die Gäste der Tatnacht.
Hauptmann Küster hat Glück. Er erfährt sogar mehr, als er erwartet hat. Unter anderem erzählt ihm Frau Erika, Naulick habe nicht allein getrunken, sondern zwei Mädchen freigehalten. — Eines dieser Mädchen aber ist Egons „Freundin" Gisela! Und: Egon war nicht in der Bar, das kann die Frau beeiden. Folglich ist Egons Alibi erlogen!
Küster ruft seine Dienststelle an und schickt seine Mitarbeiter zu den Rostocker Taxihalteplätzen. Was ihm die Kriminalisten am nächsten Morgen berichten, paßt haargenau zu seiner Vermutung. Ihm fehlt nur noch das letzte Glied in der Beweiskette, und das soll ihm Naulick liefern.

- - -

Kurz vor Küster geht ein Seemann in das Geschäft. Der Kriminalist wartet.
Zehn Minuten später betritt der Fahrensmann

Fortsetzung auf Seite 81



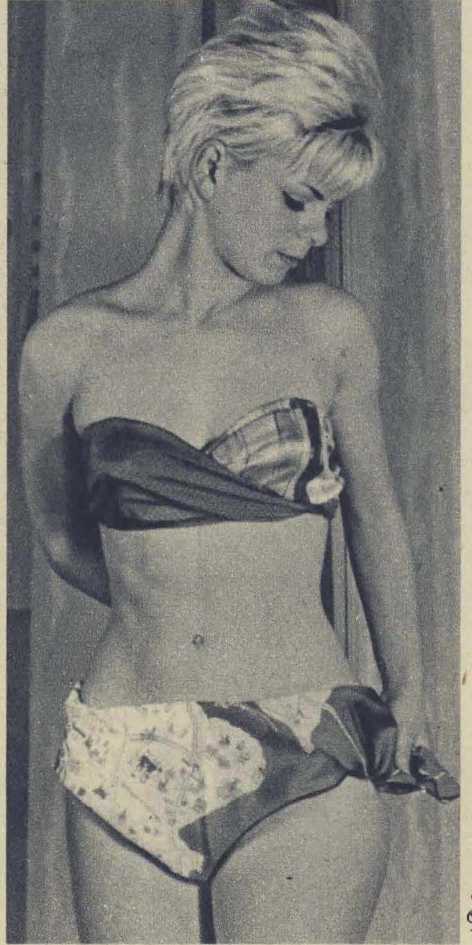
Sommertraum

Froher Miene
träumt Sabine
schon vom Urlaub
an der See,
Wunschgedanken
blühn und ranken;
aber draußen
liegt jetzt Schnee.

Von den Wogen
angezogen
seufzt sie: „Ach,
wie schön ein Bad ist!"
Und den Steffen
wird sie treffen,
der auf Usedom
Soldat ist.









Alle kleinen
Mädchen meinen,
eines läßt sich
nicht vermeiden:
Soll das Schönsein
auch zu sehn sein,
muß man sich
entsprechend kleiden.

Und von Meer-
gedanken schwer
ist die Fantasie
gleich da —
für die kühnen
kleinen Dünen
zaubert sie
'nen Schal-BH.



Daß die Lenden
nicht so blenden,
schlägt Sabinchen
schnell und klug
um ihr Unt'res
etwas Bunt'res,
das sie sonst
als Kopftuch trug.

Voller Frohmut
wird ein Strohhut
nun als Krönung
angepaßt.
Weil am Platz ist,
was Ersatz ist,
tut's ein Schalenkorb
aus Bast.

Bilder müssen
als Kulissen
Ostsee-Atmosphäre
bringen,
und beim Spinnen,
ganz tief innen
hört man schon
den Seewind singen.

Doch dann schellt es.
Ihr gefällt es:
Unvermutet
kommt der Steffen.
Na, das klappt,
doch er schnappt
erst nach Luft
bei diesem Treffen.

Sommer traum Sommer traum
Sommer traum
Sommer traum Sommer traum





Er war platt!
Doch dann hat
der Soldat
nicht lang' gesäumt
und den tollen,
wundervollen
Sommer-Meer-Traum
mitgeträumt. –

Helmut Stöhr



HYGIENE. Daß beim Manöver der Kaffee nicht so vorzüglich schmecken kann wie im Restaurant, ist einleuchtend. Jedoch ... Da fragt ein Kompaniechef seinen Koch: „Ist das nun Kaffee oder Tee? Das schmeckt ja wie Benzin." Darauf der Koch: „Nach Benzin? Dann ist es Kaffee. Unser Tee schmeckt nach Terpentin."



UNGEWISS. Ein Soldat meldet sich beim Hauptfeldwebel: „Auf meinem Urlaubsschein wurde die Anschrift nicht eingetragen. Ich bitte Sie, das nachzuholen, da ich nicht mehr genau weiß, wohin ich fahren wollte."



ZUVIEL PHON. Feuerleitübung in einer Artillerieeinheit. Erzürnt über die schlechte Fernsprechverbindung, ruft der Nachrichtenoffizier ins Telefon: „Sie können doch jetzt nicht schlafen, Teilnehmer!" Darauf sein Gesprächspartner: „Ich könnte schon, wenn Sie nicht so laut sprechen würden."



PLATZFRAGE. Gefreiter Müller fährt auf Wochenendurlaub. Glücklich, im vollen Zug einen Sitzplatz erobert zu haben, betrachtet er die Stehenden. Plötzlich kommt ein Oberleutnant zu ihm. „Wollen Sie mir nicht Ihren Platz anbieten?" „Nöö", antwortet der Gefreite und sieht den Vorgesetzten treuherzig an. „Wissen Sie als Gefreiter denn nicht, daß Sie laut Vorschrift einem Dienstgradhöheren Ihren Platz anzubieten haben?" „Doch", bestätigt Gefreiter Müller. „Aber gehen Sie mal ins Nachbarabteil, dort sitzt ein Kanonier."

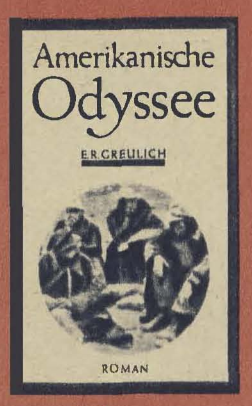
Vignetten: Parschau





Spur im Ozean *(UdSSR)*

Wenn die neuen Tieftauchgeräte, mit denen man Hunderte, ja vielleicht tausend Meter in Meerestiefen hinabgleiten kann, der Erprobung standhalten — das wäre ein weiterer Triumph der sowjetischen Wissenschaft! Natürlich wird der Expedition, die am Pazifischen Ozean arbeitet, ein Arzt zugeteilt, die Aspirantin Balaschowa. Doch die Männer können nicht wissen, daß nicht die richtige Balaschowa zu ihnen kommt, daß ihr die Papiere nach einem Autounfall von geheimnisvollen Männern zugesteckt wurden ... Sie können auch nicht wissen, daß die feindliche Spionage von dem Unternehmen unterrichtet ist und alles tun wird, die Daten der Tauchgeräte auszuspähen! Merkwürdige Dinge geschehen: Kondratjew, der beste Taucher, gerät durch Disziplinlosigkeit in einen Kampf mit einem Hai; er wird von der gefährlichen Caisson-Krankheit befallen. Ein fremder Taucher wird beobachtet, der scheinbar mit der Ärztin in Kontakt steht. Warum aber wird dann in den Felsen auf sie geschossen? Wie kann es geschehen, daß das Expeditionsschiff in einem Nothafen ohne Funkverbindung bleibt? Und schließlich: Weshalb wird der wachsame Hund des Leuchtturmwärters vergiftet? Die „Spur im Ozean" bleibt bis zum letzten Filmmeter im Dunkeln, das spannende und ungewöhnliche Milieu, die unaufhaltsame Folge fesselnder Ereignisse tragen dazu bei, diesem sowjetischen Film einen guten Erfolg zu sichern. *rg.*



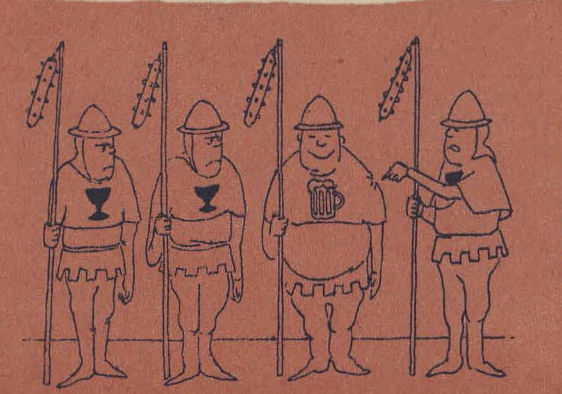
DMV Berlin 1965, 389 S., 9,30 MDN

E. R. Greulich:
Amerikanische Odyssee

Die GIs haben etwas Unerhörtes erlebt. Ein Kraut hat ihren Sergeanten niedergeschossen, und ein anderer ist in Gefangenschaft gegangen, um das Leben dieses Sergeanten zu retten. Deshalb überschütten sie Hesse mit Dank, und Heinz Hesse meint, mit dieser Tat nun alles hinter sich gebracht zu haben. Der Verwundete stirbt, Hesse weiß von dem Mord, und dann, als das Afrikakorps kapituliert, ist er mit dem Mörder im selben Lager. Hesse, er gehörte zum Stamm der bekannten Division 999, will reinen Tisch. Doch es gibt Widerstände, merkwürdige, unerklärliche. Daß die Nazis noch auf irgendeine Wende im Kriege hoffen, na ja; daß aber Amerikaner so wenig interessiert sind, den Täter zu fassen, ist nicht zu begreifen. Für Hesse zunächst nicht. Reschke unterschätzt die Gefahr und stirbt daran, und wieder ist der Mörder derselbe. Hesses Odyssee beginnt. Nicht alle Insassen des Antinazilagers in Massachusetts sind wirkliche Antifaschisten, und nicht alle, denen man ein Gewehr in jener Strafdivision 999 in die Hand preßte, sind Politische. Und nicht alle Amerikaner, die eine Uniform tragen und vorgeben, Krieg zu führen, sind gegen die Faschisten. Hesse spürt es, die Antifaschisten müssen darunter leiden, und die verkappten Nazis im Lager nutzen es aus. Und eine Frau, die Witwe des ermordeten Sergeanten, tut fast zuviel für den deutschen Gefangenen, doch sind ihre Ziele nicht die von Hesse. So erlebt er, daß ein Paradies, wie es die Amerikanerin ihm bereitet, Hölle sein kann und auch ein vergoldeter Käfig Gitter hat und Alleinsein und Angst vor jedem Schritt quälender sein können als die Pressionen und Auseinandersetzungen im Lager. Als sich die Tore für Hesse öffnen, ist er ein anderer und geheilt von einer großen Illusion.

Es ist wohl überhaupt das erste Mal, daß so tief in die Zustände in amerikanischen Kriegsgefangenenlagern hineingeleuchtet wird. Außerordentlich nachhaltig zeigt Greulich, welche Schwierigkeiten den Antifaschisten bereitet wurden und wie wenig getan wurde, um den Deutschen ein Umdenken zu ermöglichen. Selbst progressive Amerikaner konnten wenig ausrichten. Das Buch liest sich etwas schwer an, der Autor verzichtet über Partien auf äußere Spannung, doch sollte dies kein Grund sein, sich nicht mit diesem unbekannten, jedoch nicht uninteressanten Abschnitt des zweiten Weltkrieges vertraut zu machen.

Thomas



Soldatenhumor aus „Zolnierz Polski", „Ceskoslovenský voják", „Néphadsereg" und „verde olivo".



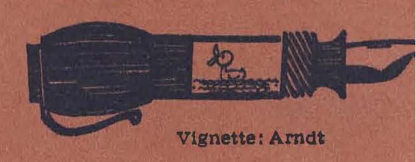
Die Hunnen sind schuld

(Aus einem Lehrbuch für bundesdeutsche Journalisten)

Tatbestand: In Marzell, Baden-Württemberg, hat ein vermutlich 50jähriger Geisteskranker eine befreundete Frau, 38, mit dem Messer überfallen.

Aufgabe: Schreibe über diesen tragischen Vorfall eine Zeitungsnachricht. Beispiel:

„Am Donnerstag hat in Marzell ein 50 Jahre alter ungarischer Staatsangehöriger einen Mordanschlag auf eine ihm befreundete Hausgehilfin verübt. Auf einem Spaziergang kam es zwischen den beiden zu einer Auseinandersetzung, in deren Verlauf der Ungar ein Messer zog mit der Absicht, seiner Freundin die Kehle durchzuschneiden. Trotz ihrer Verletzungen hatte sich die Hausgehilfin kräftig gewehrt und dem rabiaten Ungarn das Messer entrissen. Auf ihre Hilferufe kamen Patienten der Heilstätte Friedrichsheim-Luisenheim, die den Ungarn stellten. Der Mann war zuletzt Patient in den Sanatorien. Es besteht die Möglichkeit, daß der Ungar geistesgestört ist."



Vignette: Arndt

P. S. Ein solches Lehrbuch für westdeutsche Journalisten gibt es natürlich nicht. Diese Meldung ist vielmehr wortwörtlich aus der „Stuttgarter-Zeitung" zitiert.

UNTEROFFIZIER JOSEF MATOUS

Geboren: 6. 1. 1942, Beruf: Kraftwerkselektriker. Klub: Dukla Liberec (ČSSR), größte sportliche Erfolge: Vierter Platz bei den Olympischen Spielen in Innsbruck auf der kleinen Schanze, Sieger der internationalen Springerwoche der Freundschaft 1965, Vierter bei den Skispielen 1965 in Lahti, ČSSR-Meister 1964.



Auf den ersten Blick würde man in ihm einen Schwerathleten und nicht einen der talentiertesten und erfolgreichsten Skispringer Mitteleuropas vermuten. Tatsächlich war Josef Matous, bevor ihn der ehemalige tschechoslowakische Meister Zdenek Remsa zu einem hervorragenden Skipiloten machte, Boxer. Wahrscheinlich rührt aus dieser Zeit auch noch sein Draufgängertum. Kein Schanzenrekord ist vor ihm sicher. Mit ungeheurem Wagemut zieht er seine Sprünge oft bis in den Knick, jene Stelle, wo der Aufsprunghang in den Auslauf übergeht. Matous ist ein Springer, der den Kampf sucht; sein Prinzip: Alles oder nichts. So staunten die sieggewohnten und hochfavorisierten Nordländer und auch unsere Männer um Dieter Neuendorf und Helmut Recknagel bei den Olympischen Spielen in Innsbruck nicht schlecht, als ihnen der damals unbekannte Matous auf der kleinen Schanze 80,5 m im ersten Durchgang vorblätterte. Die „großen Drei", Engan–Kankonen–Brandtzäg, holten sich zwar dann erwartungsgemäß die drei Medaillenplätze, aber Matous machte mit Platz vier nachdrücklich auf die junge Springergarde aus unserem Nachbarland aufmerksam. Typisch für ihn folgende kleine Episode von der Springerwoche der Freundschaft 1965: Am letzten Tag, als er den Gesamtsieg faktisch in der Tasche hatte und alles erwartete, er würde auf sicher gehen, riskierte er trotzdem alles. Im ersten Durchgang flog er bis auf 101 m – und stürzte. Der zweite Sprung trug ihn wieder bis zur 100-m-Marke – diesmal sicher gestanden. Nur im Interesse der Mannschaftswertung sprang er im letzten Durchgang auf sicher. „Sonst hätte ich noch einen 100-m-Satz riskiert", erklärte Josef Matous hinterher fast ein wenig entschuldigend.

E. B.

Waffenbrüder-Magazin

Von Herzen gratulieren wir am 21. Dezember unseren tapfer kämpfenden Genossen in Vietnam zum Tag der Vietnamesischen Volksarmee. Der 22. Dezember ist Jahrestag der Jugoslawischen Volksarmee. Auch dazu unseren



Vier Bestenabzeichen trägt jetzt Unterfeldwebel Bernd Große aus der Einheit Amthor am Uniformrock. Zwei davon – Bestenabzeichen der Nationalen Volksarmee – besaß er bereits, als er ins Manöver fuhr. Bei einem Waffenbrüderschaftstreffen wurden ihm nun noch das tschechoslowakische und das sowjetische Bestenabzeichen verliehen. „Es war eine große Überraschung für mich", sagte er, „als ich die Auszeichnung aus der Hand Generalmajor Sintschuks, des Kommandeurs einer Gardedivision, entgegennahm."

•

Eine große Vase mit der Aufschrift „Zur Erinnerung an das gemeinsame Manöver im Oktober 1965" überreichten deutsche Soldaten ihren sowjetischen Waffenbrüdern. Schon vor dem Manöver hatten sie die Idee dazu. Aber – eine Vase ohne Widmung? Da sprang Genosse Fleischhauer in die Bresche. Zwar war er Bergmann von Beruf, doch hatte er sich auch schon als Porzellanmaler versucht. Im Urlaub fuhr er zum VEB Porzellanwerk Unterweißbach. Unterstützt von Arbeitern des Betriebes, malte er die Aufschrift und brannte sie selbst ein.

•

„Ich hätte nicht gedacht, daß es so etwas gibt", erzählte Unteroffizier Prokop begeistert von dem Freundschaftstreffen in Rudolstadt. Die Erwartungen der tschechoslowakischen Genossen wurden nach eigenen Aussagen weit übertroffen. Bemerkenswert ist jedoch auch, daß viele von ihnen bereits vor dem Manöver ihre Dienstzeit schon abgeleistet hatten. Trotzdem kamen sie mit großer Freude in die DDR. Als „Längerdienende".



FACHBUCHEREI

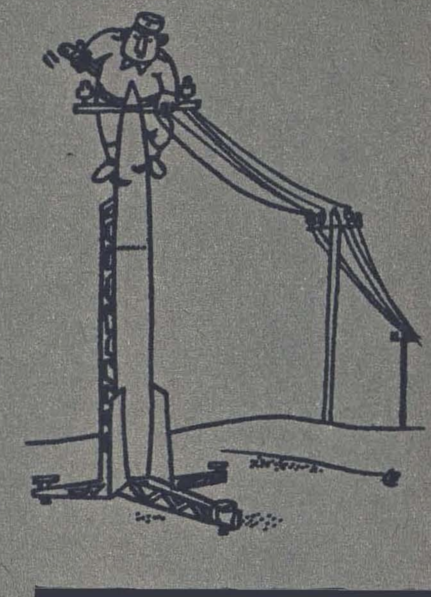
Nachschlagewerke und Lexika gibt es bei uns für die verschiedensten Zweige von Wissenschaft und Technik; es gibt sie über Literatur, Gesundheitswesen und viele andere Gebiete des gesellschaftlichen Lebens. Für den vielfältigen Themenkreis all dessen, was etwas mit dem Fliegen zu tun hat, fehlte bis zu diesem Jahr ein solches Buch.

Dem ständigen Bedürfnis nach Information aus der Geschichte, über den Entwicklungsstand und die Perspektive der Luftfahrt kam das Bibliografische Institut mit dem Angebot des Taschenlexikons „Luftfahrt" von Heinz A. F. Schmidt, dem Herausgeber der Fliegerjahrbücher, entgegen. Wie oft tauchen in Tageszeitungen, Zeitschriften und speziellen Luftfahrtpublikationen Begriffe wie Machzahl, Lastvielfaches, Hitzebarriere, hermetische Kabine und Abkürzungen wie SST, PTL-Triebwerke, IFR und viele andere auf, mit denen mancher Leser nichts anzufangen weiß. Als Hilfsmittel für alle diejenigen, die sich aus Berufsgründen oder persönlichem Interesse mit der Fliegerei beschäftigen, erklärt das Lexikon eine große Anzahl von Begriffen aus der zivilen, militärischen und sportlichen Luftfahrt, der Meteorologie, Aerodynamik, Flugsicherung, dem Fallschirmwesen, Flugzeugbau und weiteren Teil- sowie Nebengebieten, ohne in jedem Fall in die Tiefe zu gehen.

Zu den wichtigsten Flugzeugen und Hubschraubern vermittelt das Lexikon einige taktisch-technische Angaben und stellt die bekanntesten Konstrukteure (leider ohne Bild) vor.

W. Kopenhagen

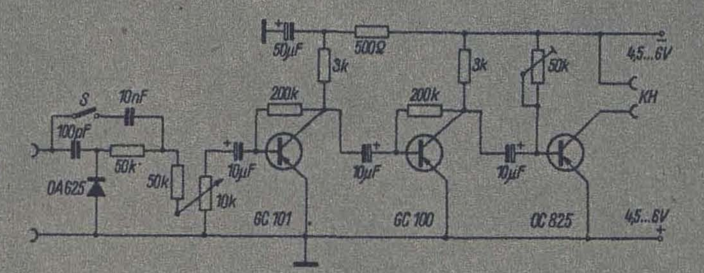
Meyers Taschenlexikon „Luftfahrt", VEB Bibliografisches Institut Leipzig 1965, Ganzleinen mit 95 Abbildungen, 60 Tafelfotos, 4 Farbtafeln, 352 Seiten, 8,— MDN



Fehlersuche mit Signalverfolger

Ein modernes Hilfsgerät zur Reparatur von Empfängern ist der Signalverfolger. Er besteht aus einem NF-Verstärker mit hohem Verstärkungsfaktor und einem auf HF- und NF-Anwendung umschaltbaren Eingang. Der Eingangstransistor muß sehr rauscharm sein. Für die Stromverstärkung der Transistoren genügen mittlere Werte.

Der Schalter S überbrückt im geschlossenen Zustand mit dem Kondensator 10 nF die Demodulationsschaltung, so daß am Eingang anliegende NF-Signale verstärkt werden. Zur HF-Anwendung jedoch muß der Schalter S geöffnet werden, damit die Diode das anliegende HF-Signal demodulieren kann, und die aufmodulierte NF hörbar wird. Für die Basisvorwiderstände wurden Richtwerte angegeben, die je nach Transistor variieren können (100 bis 500 kOhm).



Schaltung für einen transistorbestückten Signalverfolger

Die Untersuchungen am defekten Empfänger (eingeschaltet!) beginnt man (Schalter S offen) immer an der Antennenbuchse. Die untere Eingangsbuchse wird mit der Erdbuchse des Empfängers verbunden, die obere über eine Prüfschnur mit einer einfachen Tastspitze. Stufe für Stufe tastet man nun ab, wobei die Lautstärke ständig anwachsen muß. Nach dem HF- und dem ZF-Teil schaltet man den Signalverfolger auf NF um und überprüft den NF-Teil des Empfängers. Fällt bei einer Stufe das Signal stark ab oder bleibt gar aus, so hat man die defekte Stufe gefunden. Die Stromversorgung des Empfängers muß allerdings schon vor der Überprüfung in Ordnung sein.

Ing. Schubert





„Noch ein Stückchen, dann stimmt die Richtung!"

Feuer für starke ZIGARREN

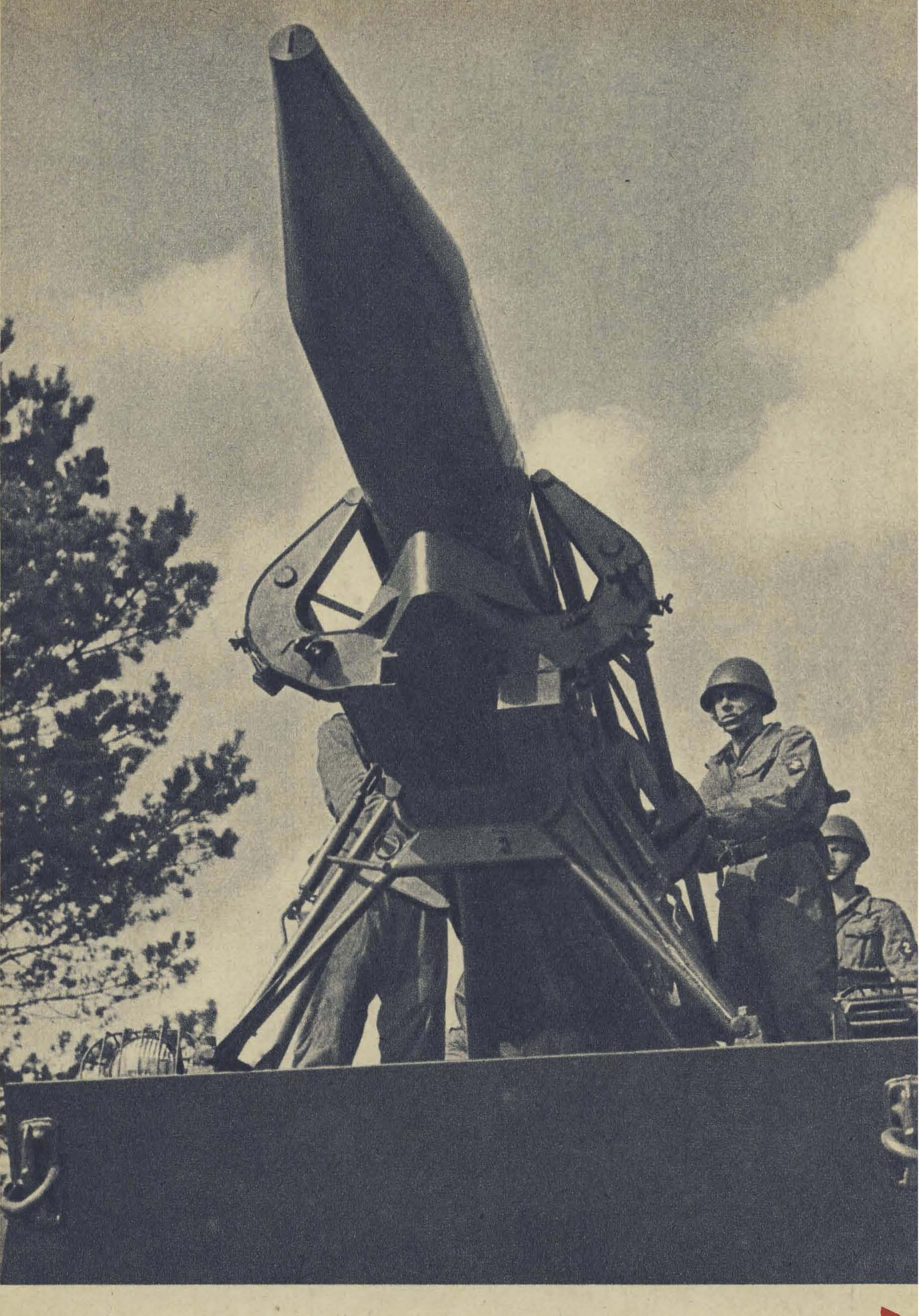
Von Donat Czerewacz, Warschau

Für manchen mag es ein festliches Ereignis sein, sich hin und wieder eine gute Zigarre anzustecken. Den „Verbrauchern" der ganz dicken „Zigarren", den Kanonieren der Raketentruppen, geht es ähnlich. Tag für Tag, Woche um Woche trainieren und lernen sie. Da wird gebüffelt: Triebwerkskunde, Ballistik, Elektronik, taktisch-technische Daten usw. usw. Da wird exerziert: Richten, Laden, Stellungswechsel und Tempo, Tempo, Tempo! So manche Stunde Freizeit geht nebenbei drauf, die naturwissenschaftlichen Grundlagen der modernen Raketentechnik zu verdauen. Denn solch eine Startrampe nebst Zubehör ist ja keine urzeitliche Steinschleuder.

Es läuft also die Zeit; und bis der Soldat zum ersten scharfen Schuß kommt, hat ein MPi-Schütze schon wer weiß wieviel Schießen hinter sich gebracht.

Eines Tages jedoch ist es dann soweit: Es wird geschossen — ein festliches Ereignis! Aber: Daß nur ja alles klappt! bangen zugleich die Beteiligten. Jeder Griff ist zwar tausendmal geübt, und theoretisch läuft alles wie am Schnürchen. Doch nun kommt der große Wahrsager — der gnadenlos verkündet, ob die Ausbildung von Wert oder für die Katz war.

Dem unbefangenen Beobachter, der nichts weiter weiß, als daß er zu irgendeiner militärischen Übung als Gast geladen ist, bleibt das zunächst verborgen. Er steht am Waldrand und harrt der kommenden Ereignisse. Dann hört er das Dröhnen starker Motoren, das Klirren von stählernen Gleisketten und denkt: Aha! Panzer! Der Lärm nähert sich, die ersten Fahrzeuge tauchen auf, und er staunt: keine Panzer — sondern Raketen auf fahrbaren, gepanzerten Abschußrampen.





elektrische Zündimpuls durch das Kabel hinüber zum Triebwerk springt.
Da flammt plötzlich ein Feuerstrahl auf und verbirgt sich sofort hinter dicht quellenden Wolken schwarzen Qualmes. Das gleichzeitig losbrechende Donnern und Tosen des Raketentriebwerkes übertönt das schüchterne Rauschen der Kiefern.

Für Bruchteile von Sekunden liegt der Raketenkörper noch unbeweglich auf der Rampe; dann erzittert er, schiebt sich träge zwanzig, dreißig Zentimeter vor; reißt sich los. Für einen Moment scheint es, als wolle er sich wieder niederlassen; doch dann jagt er, immer schneller werdend, hinauf in den wolkenverhangenen Himmel.

Zurück bleiben mächtige Rauchwolken, die über die hohen Bäume hinauswachsen, und hinter der Rampe ein Streifen kohlschwarzer, aber noch glühendheißer Erde. Dazu eine Handvoll schon wieder geschäftig über die Lichtung eilender Soldaten.

Stellungswechsel! Das Fahrzeug muß sofort weg! Die Notwendigkeit, gefechtsmäßig zu handeln, läßt keine Zeit, gemächlich das Schießergebnis abzuwarten. Und mancher der Raketensoldaten hadert mit der Vorschrift: Da kommt man alle Jubeljahre mal zum Schuß

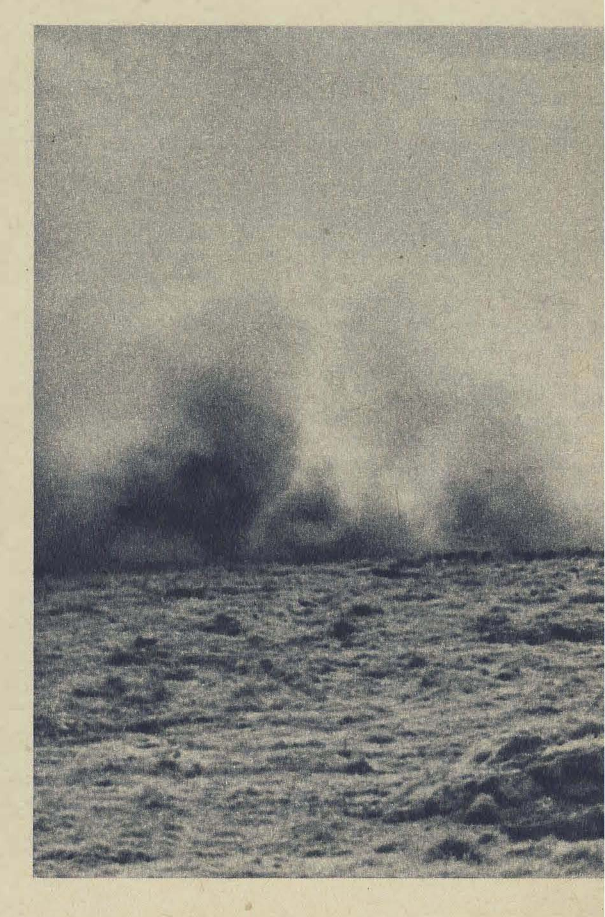
Ein, zwei Minuten später verhält die Kolonne. Die stählernen Luken der Fahrzeuge öffnen sich, Soldaten mit Stahlhelmen und Maschinenpistolen springen heraus. Eine der Rampen rollt auf die Waldlichtung. Ob dort die Feuerstellung sein soll? Sie soll. Flink machen sich Soldaten daran, den Standort der Rakete zu vermessen. Ihre Gesichter glühen vor Eifer; denn irren sie sich, dann ist auch die Arbeit der anderen umsonst.

Mit einer Pak, freilich, gäbe es nicht solche Umstände. Da wird direkt auf das Ziel gehalten. Beim indirekten Richten einer Haubitze ist es schon schwieriger — und hier, bei den taktischen Raketen, die weit größere Entfernungen zu überbrücken haben, muß ganz genau vermessen, gerechnet und gerichtet werden. Schon ein kleiner Fehler kann über die Länge der Flugbahn zu erheblichen Abweichungen führen.

Deshalb sind auch gleichzeitig mit den Topographen die Meteorologen an der Arbeit. Windrichtung, Luftfeuchtigkeit und ähnliche Faktoren, die beim Schießen mit der MPi ohne Bedeutung sind, müssen beim Start einer Rakete berücksichtigt werden, denn sie können merklich auf deren Flugbahn einwirken.

Emsig rechnen auch die Offiziere an ihren Karten und Tabellen. Schließlich ertönt ein Kommando. Langsam, fast majestätisch hebt sich die Raketenspitze und verharrt in dem errechneten Winkel wie ein auf gespannter Bogensehne liegender, schußbereiter Pfeil.

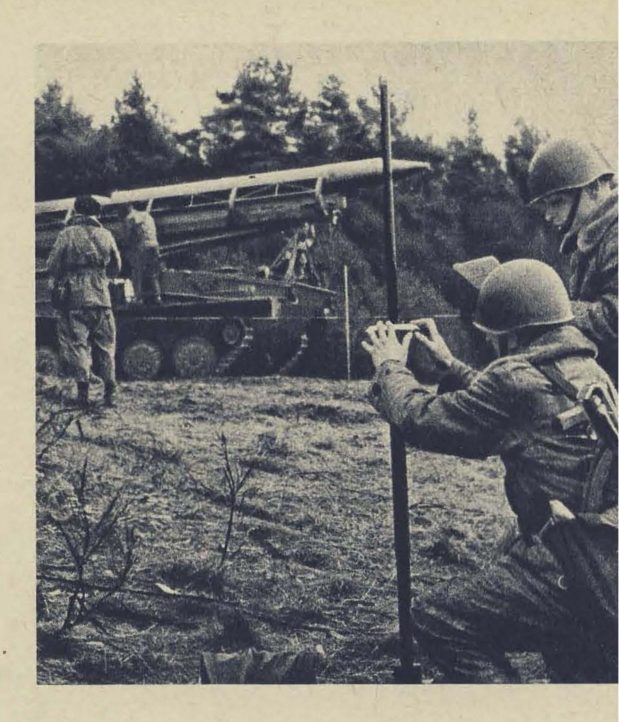
Ein noch junger Leutnant meldet Feuerbereitschaft. Wenige Minuten erst sind vergangen, seit die Rakete in die befohlene Feuerstellung rollte. Gespannt starrt aus der Deckung heraus alles auf ihren schlanken Leib, wartet, daß der



und erfährt noch nicht mal, ob man getroffen hat.

Doch der Ärger ist grundlos, wie sich zeigt. Während der Panzermotor losbrummt, und die Gleisketten sich klirrend in Bewegung setzen, gibt draußen der Leiter des Schießens gestikulierend und lachend der Bedienung zu verstehen: Getroffen!

Wie der Sturmwind brausen sie nun aus der Feuerstellung. Dann rücken sie sich behaglich auf ihren Sitzen zurecht, und dieser oder jener denkt an die gute Zigarre, die er sich nachher, aus Anlaß des festlichen Ereignisses ins Gesicht stecken wird.



Gut vermessen ist halb getroffen. ▶

◀ **Langsam hebt sich die Raketenspitze, bis der errechnete Winkel eingenommen ist.**

In Qualm, Flammen und Staub verschwindet die Abschußrampe. ▼

Kinkerlitzchen

Jimmy Brown hat mit viel Mühe und Erfindungsgabe sein Fahrzeug getarnt, als er mit Schrecken den Schatten sieht, der mit der sinkenden Sonne ständig wächst.
Ein Sergeant weist auf den vorschriftswidrigen Schandfleck und schreit: „Brown. Und das da? Was soll damit werden?"
„Ich weiß nicht, Sergeant", erwiderte jener kleinlaut.
„Los, los! Stehen Sie nicht herum!" bellt der Vorgesetzte. „Werfen Sie Sand drauf!"



Die Kompanie steht in Linie zu einem Glied angetreten. Von Zitzewitz steht vor der Kompanie und brüllt: „Kompanie, das rechte Bein vor!" Ganz hinten nimmt einer der Soldaten aus Versehen das linke Bein vor. Als Zitzewitz das sieht, brüllt er wutentbrannt: „Welcher Idiot hat denn da alle beide Beine vorn?"

Der Stabsarzt befahl: „Lesen Sie laut, was dort auf der Tafel steht!"
„Was für eine Tafel?" stutzte der Eingezogene, „ich sehe keine!"
„Sehr gut!" lobte der Arzt. „Es ist auch keine da. — Tauglich!"



Brian Smith wurde von dem Militärgericht in Leeds wegen unerlaubter Entfernung von der Truppe zu einem Monat Haft verurteilt. Zu seiner Verteidigung sagte der Soldat: „Ich fand im Salat eine Schnecke. Das war Grund genug für mich, die Mahlzeiten bei meiner Mutter einzunehmen . . ."

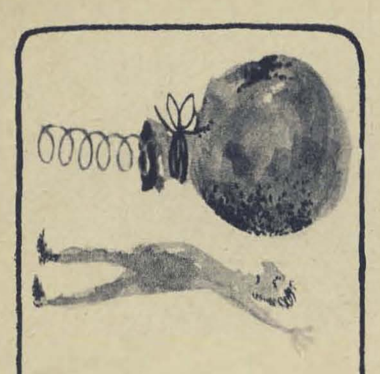


Es ist im Unterricht über die Kunst der Selbstverteidigung ohne Waffe. Der Ausbilder fragt: „Welche Schritte würden Sie unternehmen, wenn ein Angreifer Sie mit einem Messer bedroht?" Ohne Bedenken ruft einer: „Große, Herr Unteroffizier!"





Über der Theke einer Fliegerbar in Newport kann man lesen: „Keine Angst vor kleinen Auseinandersetzungen — Arzt und Kittchen im Hause!"



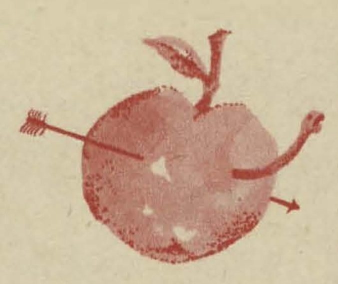
Der frühere Schwergewichtsmeister Joe Louis fuhr, als er während des Krieges Soldat war, einmal mit einem Kameraden einen Jeep und kollidierte mit einem Lastwagen. Der Lastwagenfahrer sprang heraus, pflanzte sich vor Louis auf und brüllte ihn an. Als er schließlich abzog, fragte der andere, weshalb Louis den Kerl nicht einfach umgehauen habe, statt nur lächelnd dazusitzen.
„Hör mal", antwortete Louis, „wenn jemand Caruso beleidigt hat, hat der ihm dann eine Arie gesungen?"

Oberst von Mollendorf trifft Major von Rackewitz. Oberst: „Jestern im Kasino vermißt, tolles Besäufnis verpaßt."

Major: „Kulturelles Erlebnis jehabt, im Theater jewesen."

Oberst: „Wat jabs'n?"

Major: „Titel verjessen. Zivilist schoß auf Apfel. Muß ausnahmsweise mal jetroffen haben.



Als der Maat Jack Kelburne ein Päckchen Marine-Dauer-Zwieback öffnete, fand er ein Zettelchen darin, das keineswegs hineingehörte. Eine gewisse Ellen Wilkinson aus Detroit bat den Finder, sich bei ihr zu melden, falls sein Herz noch frei sei. Und Jack reiste bei der nächsten Gelegenheit tatsächlich nach Detroit. Freundlich empfing ihn eine fast siebzigjährige Dame, lächelte über ihre Jugendtorheit und kochte dem Matrosen zu seiner Stärkung erst mal einen starken Kaffee.





Ein Psychologe führte mit den Angehörigen einer amerikanischen Militäreinheit Persönlichkeitstests durch. Er zeichnete einen senkrechten Strich und fragte Sergeant Frank: „Woran denken Sie dabei?"
„An nackte Mädchen", sagte der junge Mann. Der Psychologe zeichnete einen Kreis. „Und woran denken Sie dabei?"
„An nackte Mädchen", erwiderte Sergeant Frank wieder.
Nun zeichnete der Psychologe einen Stern. „Und dabei?" fragte er.
„An nackte Mädchen natürlich", lautete die Antwort.
Der Psychologe legte resignierend den Bleistift aus der Hand. „Ich habe den Eindruck", sagte er, „nackte Mädchen sind eine fixe Idee bei Ihnen."
„Bei m i r ?" protestierte der Sergeant, „wer hat denn alle die Schweinereien gezeichnet?"

Eine preußische Kompanie beim Exerzieren. Hauptmann von Brietzen kommandiert: Kom. . .panie!!! Stillist!!!
Eine Stimme im Glied: „Und sie bewegt sich doch!"
Von Brietzen: „Wer sagte das?!!!"
Die Stimme: „Galilei."
„Galilei, vortreten!!!"

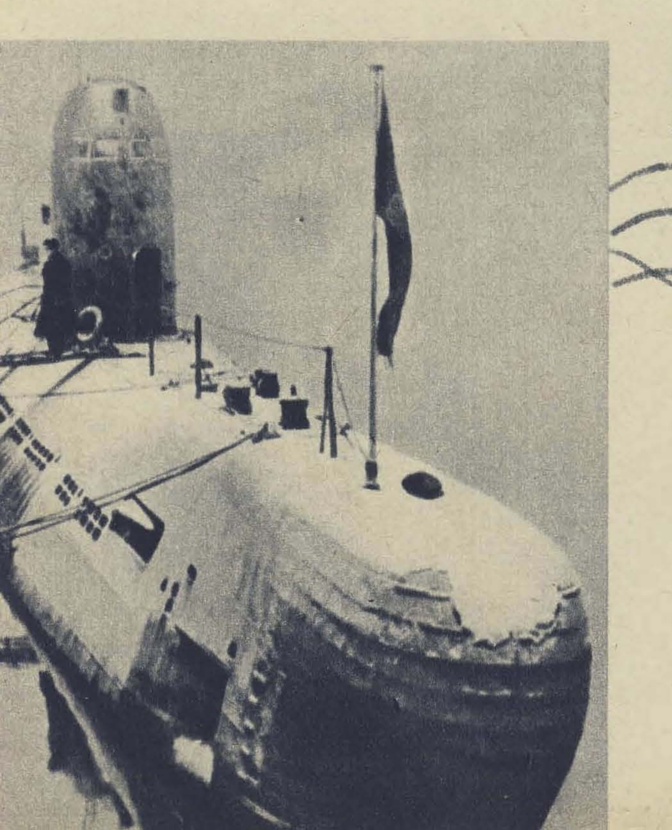
Der Hauptmann hatte vor dem Speisesaal Posten bezogen, um die Eßbestecke der Soldaten einer gründlichen Kontrolle zu unterziehen.
Nur wenige Bestecke bestanden die inquisitorische Musterung, welcher sie unterzogen wurden. Plötzlich stutzte der Hauptmann und hielt dem Gefreiten Meyer dessen Gabel hin.
„Sehen Sie mal, da hängen ja noch die Erbsen dran, die es vor drei Tagen gab."
Gefreiter Mayer musterte das corpus delicti eingehend. Dann fragte er: „Sie essen die Erbsen wohl mit der Gabel?"



Illustrationen:
Horst Bartsch

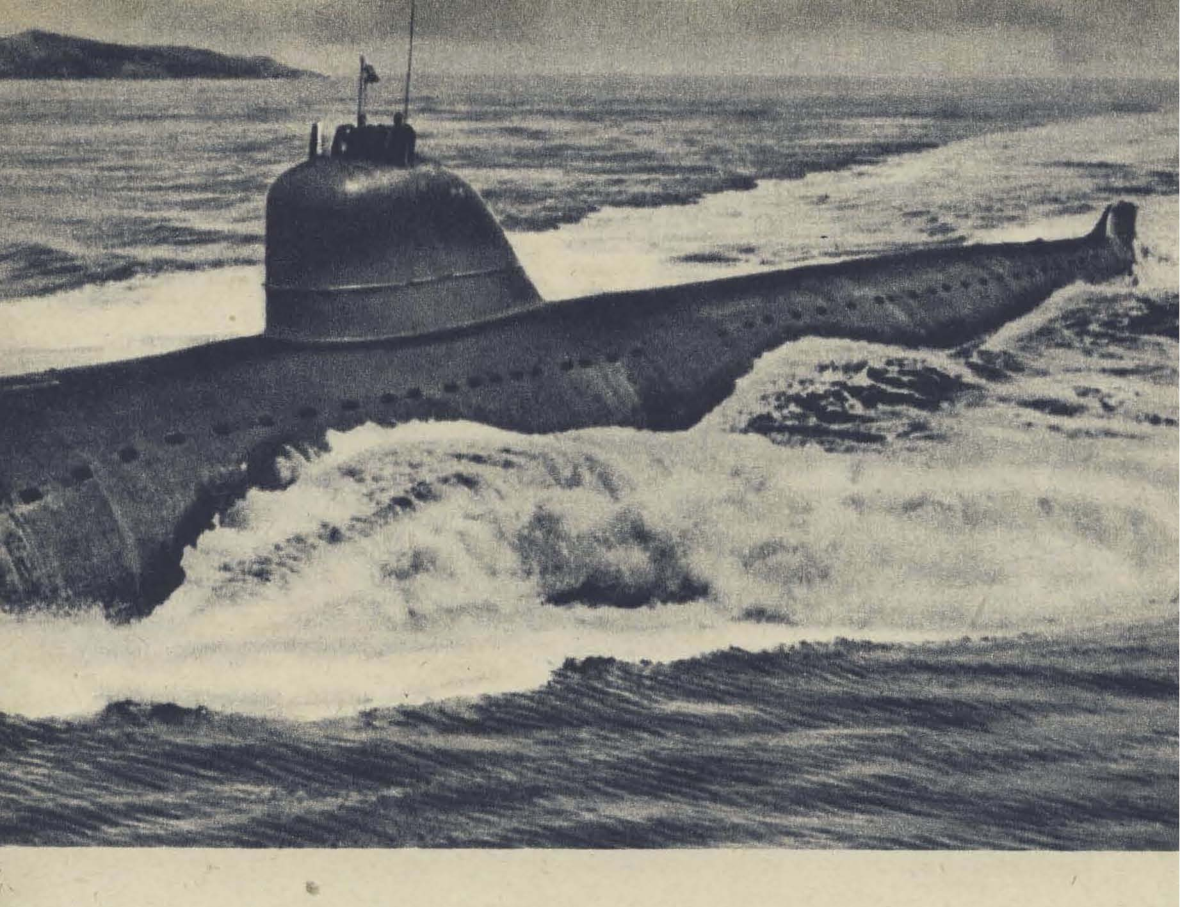
Hydrodynamisch, ohne viele störende Aufbauten, so stellt sich das kernenergiegetriebene sowjetische U-Boot dem Beschauer dar. Wissenschaft und Technik studieren intensiv das Beispiel der Natur, um die Form der U-Boote optimal zu gestalten.

Nicht nur die mit Kernenergieantrieben ausgestatteten U-Boote befahren das Nordmeer, sondern auch die Ozean-U-Boote der sowjetischen Seekriegsflotte wachen in Eis und Schnee.



Mal über,

Es ist schon einige Jahre her, als ein sowjetisches U-Boot in geheimer Mission seinen Hafen verließ und begleitet von mehreren Hilfsschiffen in See stach. Nur eine relativ kleine Gruppe von Offizieren und Matrosen kannte den Auftrag. Erst im vorgesehenen Operationsgebiet er-



fuhren die anderen, daß sie Zeugen des ersten Raketenstarts von einem getauchten U-Boot sein würden.

Während in den Abteilungen des U-Bootes alles für den Start des Riesenprojektils vorbereitet wurde, herrschte auf den Hilfsschiffen und den Stützpunkten der Marineflieger emsiges Treiben. Dort waren alle Maßnahmen getroffen worden, die Flugbahn der Rakete zu kontrollieren, verschiedene Messungen zu unternehmen und den Aufschlagpunkt der Rakete zu markieren.

Wie gesagt, das liegt Jahre zurück. Die damals erprobten Startanlagen und Raketen sind heute weiter vervollkommnet und in Serienproduktion, die Besatzungen der U-Boote üben die Aufgaben des Unter- und Überwasserstarts fast täglich.

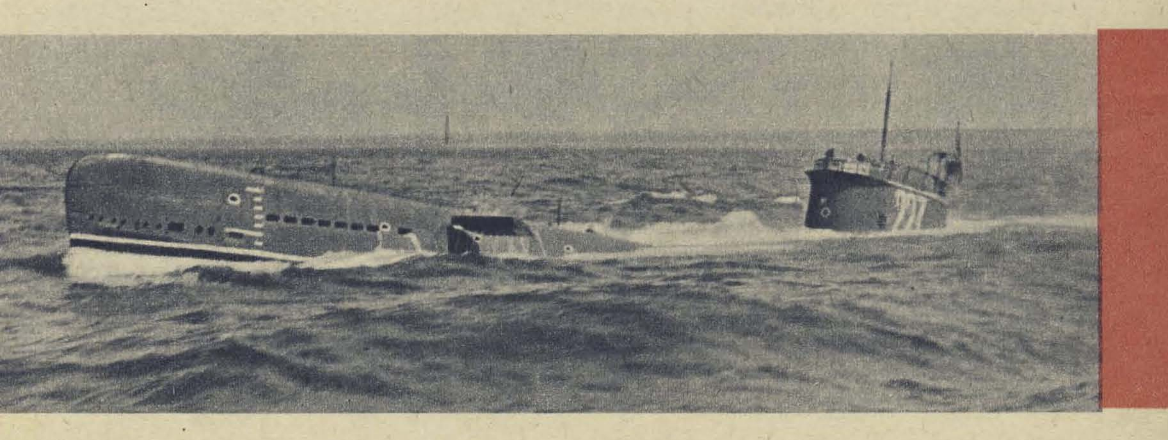
Nicht nur im Sinne der Umrüstung auf Raketenwaffen vollzog sich eine qualitative Veränderung bei den U-Booten, sondern allgemein. War bis Mitte der fünfziger Jahre das konventionelle U-Boot dominierend, so sind heute die raketenbestück-

mal unter Wasser

Sowjetische Raketen-U-Boote auf Übungskurs. Deutlich sind die Öffnungen der Startröhren für die ballistischen Geschosse zu erkennen.

ten, mit Kernenergieanlagen ausgerüsteten Unterwasserschiffe die Hauptkraft der sowjetischen Seekriegsflotte. Seit etwa 12 Jahren sind auch bei den U-Booten mit herkömmlichem Antrieb bedeutende Verbesserungen in taktisch-technischer Hinsicht erzielt worden. Vor allem beschäftigten und beschäftigen sich die Wissenschaftler, Konstrukteure und Techniker neben der Leistungssteigerung der Antriebsanlagen mit der weiteren Erhöhung der Unterwassergeschwindigkeiten und der Tauchtiefen. Während die konventionellen U-Boote noch vor reichlich zehn Jahren ein Deplacement von rund 2500 ts und Unterwassergeschwindigkeiten von etwa 20 sm/h aufwiesen, besitzen moderne U-Boote bis zu 8000 ts Wasserverdrängung. Geschwindigkeiten bis zu 35 sm/h unter Wasser sind für die kernkraftgetriebenen, hydrodynamisch geformten Unterwasserschiffe kein Problem mehr. Für die nächsten Jahre sind 50 bis 60 sm/h das Ziel. Dazu müssen die Konstrukteure nicht nur neue Wege bei der Gestaltung der Oberflächenhaut (glatt und poliert) gehen, sondern vor allem die Rumpfform hydrodynamisch optimal halten und von so viel wie möglich Aufbauten befreien. Die sowjetischen Kernenergie-U-Boote sind dieser Form bereits sehr nahe.

Ein Problem, das sowohl mit den Operationsmöglichkeiten als auch mit der Tarnung moderner U-Boote zusammenhängt, ist die Tauchtiefe. Zur Zeit werden Tauchtiefen von etwa 400 Metern erreicht. Experten bezeichnen Tiefen von 900 ... 1000 Metern als ausreichend, um vor Kernwaffendetonationen sicher zu sein. Die Lösung des Problems liegt



in den Stahlwerken. Gelingt es, Metallegierungen, die ein relativ geringes spezifisches Gewicht, aber sehr hohe Festigkeit aufweisen für den Druckkörper billig und in großen Mengen zu erzeugen, dann dürften um 1970, so rechnen die Experten, die ersten U-Boote auf 1000 Meter tauchen können.

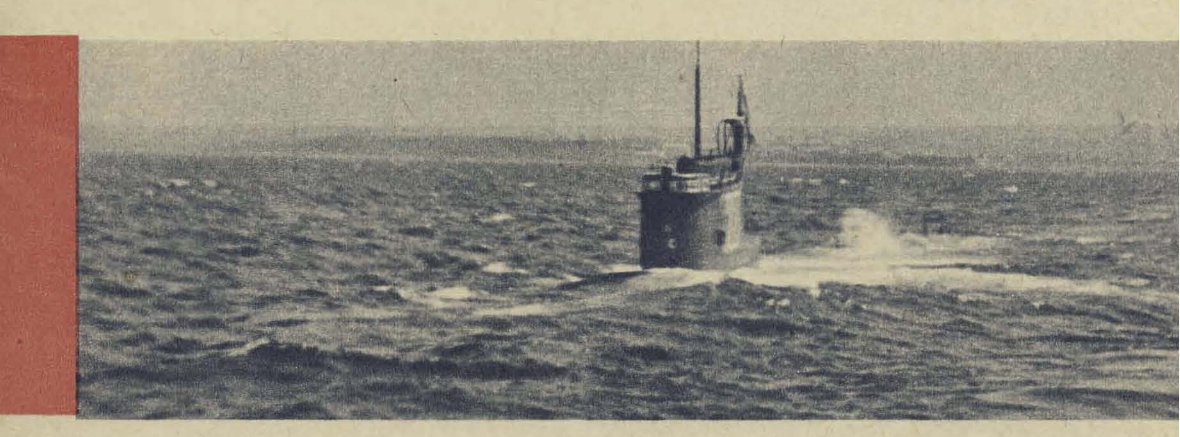
Titan ist für diesen Zweck günstig, weil es ein geringes spezifisches Gewicht besitzt. Allerdings erfordert seine Produktion umfangreiche Mittel. Noch teurer sind Beryllium-Legierungen; der daraus gefertigte Druckkörper des U-Bootes bleibt auch in großen Tauchtiefen noch relativ leicht. Inwieweit das Problem gelöst werden kann, wird die Zukunft zeigen. Die Bewaffnung moderner U-Boote wird weitestgehend von Raketenwaffen, Flügelgeschossen und Raketen-Torpedos bestimmt. Die Raketen werden aus der Unterwasserposition gestartet, Flügelgeschosse und andere unbemannte Flugkörper von ausgefahrenen Startanlagen über Wasser. Der Torpedo zählt nach wie vor zur Hauptbewaffnung der U-Boote. Seine Kenndaten liegen weit über denen der bisher bekannten Arten. (hohe Geschwindigkeit, reaktiver Antrieb, Kernsprengkopf). Kombinationen von Rakete und Torpedo — hauptsächlich zum Bekämpfen gegnerischer U-Boote bestimmt — befinden sich in Erprobung.

Seit der Einführung der Kernenergieantriebe haben die U-Boote an Bedeutung gewonnen. Sie stellen schwimmende Basen dar, von denen aus See- und Landziele überraschend angegriffen und vernichtet werden können.

K. E.

Ballistische U-Boot-Raketen mit Feststofftriebwerk. Sie werden aus der Unterwasserlage gestartet und verfügen über große Reichweiten.

Herkömmliches U-Boot der Baltischen Rotbannerflotte. Dieser Typ dient der Ausbildung.





Als Klapper-
oder Klimperstorch
steht sie auf einem Bein.
Er bläht die Backen
wie ein Frosch.
Wird sie ihn fressen?
Nein! *St.*



Die aktuelle Umfrage

WAS HALTEN SIE VON LIEBES-BRIEFEN?



Ratloses Achselzucken, verlegene Blicke in die Runde. Man spürt's: Eine delikate Frage. Wenige nur bekennen sich. Bei keiner anderen Umfrage gab es so viel Stimmenthaltungen. Mädchen wie Jungen scheinen peinlich berührt, spricht man sie daraufhin an. Manche ziehen sich geschickt aus der Affäre, wenn sie, wie Jürgen Erdmann, 18, aus Leipzig, diplomatisch entgegnen: „Kommt darauf an, wie und von wem er geschrieben ist." Interessant übrigens, daß die Schreibweise, der Briefstil also, vielfach den Ausschlag gibt für ein Ja oder Nein – und durchaus verständlich, wenn ich an jene Stilblüten denke, die da ein gewisser Herr H. Wollers vor gut hundert Jahren den Lesern seines „Buches der Liebe und Freundschaft" als Musterexemplare wohlgesetzter Liebesbriefe empfahl: „Durch diese meine unbesiegbare Neigung gezwungen, nehme ich mir die Freiheit, Sie ebenso dringend als ehrerbietigst um eine Erklärung Ihrer Gegenliebe zu bitten, zeichne ich mich als Ihr hochachtungsvoller Franz."

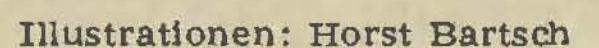
Punkt. Schluß. Aus.

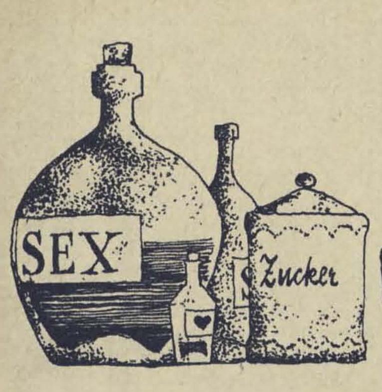
Kanzleibeamtendeutsch ist heut weder im amtlichen Schriftverkehr, geschweige in privater Korrespondenz gefragt. Ebensowenig wie schwülstige Liebeserklärungen, die – Martina Söllert, 17, Oberschülerin, hat da ohne Zweifel recht – „oft noch durch das kitschige Schlagerdeutsch genährt werden". Liegt hier der Grund, weshalb 21 von 39 Mädchen und Jungen zweier Berliner Abiturklassen den Liebesbrief generell ablehnen? Man möchte es fast annehmen, denn immerhin haben 78 Prozent von ihnen schon mal einen Liebesbrief empfangen. Wieviel sie selbst geschrieben haben, verschweigen sie diskret. Warum auch nicht.

Und außerdem: „Wozu lange Briefe schreiben, wenn man sich täglich sieht?", wirft Dagmar Krug, 19, fragend ein und gehört damit ganz sicher zu den Glücklichen, für die keine objektiv zwingende Notwendigkeit besteht, sich brieflich mit dem Partner zu verständigen. Doch das kann sich ändern – beispielsweise, wenn der junge Mann Soldat wird und das tägliche Zusammensein längeren Trennungszeiten weicht. In logischer Folge sozusagen kehrt sich das in der ersten Befragung gewonnene Bild hier um: 74 von 92 Soldaten, denen man gern eine harte, rauhe Schale zuschreibt, entdeckten in der Zeit ihres Wehrdienstes ihr weiches Herz für den Liebesbrief, wobei 27 Prozent sogar täglich, 61 Prozent aller zwei, drei Tage und nur 12 Prozent in größeren Abständen zur Feder greifen. Und um die Statistik zu vervollständigen, sei gesagt, daß 43 Prozent der Liebesbrief-Bejaher verheiratet sind und sich unter den Gegnern zärtlicher Korrespondenz lediglich zwei Ehemänner befinden. Ist das die „Zauberwirkung der Ferne", von welcher Karl Marx einmal sprach? Mit seiner Liebe war es so. „Du brauchst mir nur durch den bloßen Traum entrückt zu sein", schrieb er seiner Frau Jenny, „und ich weiß sofort, daß die Zeit ihr nur dazu gedient hat, wozu Sonne und Regen den Pflanzen dient, zum Wachstum."

Die Soldatenzeit als förderndes Moment, dem Liebesbrief wieder zu Ansehen und größerer Verbreitung zu verhelfen – ehrlich, wer hätte das gedacht? „Doch, doch, so ist es", bestätigt Unteroffizier Harald Wengsdorf, 22, lebhaft. „Bevor ich Soldat wurde, habe ich mich jeden Morgen mit einem Kuß von meiner Frau verabschiedet und sie am Abend mit einer herzlichen Umarmung wieder begrüßt. Jetzt drücke ich das, was ich ihr sonst persönlich gesagt habe, eben brieflich aus; gewisser-









maßen unter dem Zwang der Ereignisse, da ich ja nur aller zwölf Wochen nach Hause komme. Gewiß, mir war das auch neu, und an manchem Brief habe ich unverschämt lange gesessen, ihn zu Anfang sogar oft wieder zerrissen und vier-, fünfmal neu begonnen, weil ich's absolut nicht gewohnt war, meine Gedanken und Gefühle schriftlich niederzulegen. Wenn man zusammen ist und die Nähe des anderen körperlich spürt, fließen einem die Worte schnell und leicht von den Lippen. Aber wenn man, fern von daheim, an einem wackligen Tisch sitzt, trübe Funzel, um sich eine Skatrunde ...? Aber inzwischen habe ich's gelernt, meiner Frau auch brieflich viel Nettes und Liebes zu sagen, ohne bloßes Süßholz zu raspeln."

Apropos Süßholz. Ist ein Liebesbrief eigentlich nur dann ein solcher, wenn es in ihm von Liebesbeteuerungen und Liebesschwüren wimmelt? Geht man von den „Wonneschauern" aus, die ein Liebesbrief nach dem Willen des Obermatrosen Holger Döring, 20, beim Empfänger auslösen soll, scheint es fast so. Gefreiter Manfred Stemmler, 24, urteilt ähnlich: „Ein bißchen Schmalz, meinetwegen auch Sinnlichkeit, muß schon drin sein!" Stabsgefreiter Horst Wünsche, 23, drückt sich bestimmt nicht nur sprachlich, sondern auch inhaltlich gewählter aus, wenn er meint: „Ein Liebesbrief soll natürlich Zärtlichkeit ausstrahlen, sich aber nicht allein auf schöne Worte beschränken." „Was nützt es denn", gegenfragt Annemarie Hantsch, 23, „wenn man sich zwar dauernd mit ‚Heißgeliebter' und anderen tollen Sachen anredet? Bei meinem Mann in der Einheit gibt es so einen. In Worten tut er schön, aber in der Praxis geht er oft und gern allein aus und kam sogar schon wegen eines anderen Mädchens zu spät zurück. Ich meine, wenn er und seine Frau sich schon mit solchen Kosenamen schmücken, müßte man annehmen, der Mann nimmt es etwas genauer mit seiner angeblichen großen Liebe." „Liebesbriefe dieser Art", resümiert Major Rudi Kreische, 35, „sind trotz aller Superlative und ausgefeilter Wendungen weder lieb noch zärtlich noch sonst etwas, sondern — um es hart zu sagen — betrügerischer Natur. Ihnen fehlt das, was die Zuneigung zweier Menschen erst zur Liebe macht: Volles gegenseitiges Vertrauen, unbedingte Ehrlichkeit und der gemeinsame Gedankenaustausch über alles, was ihr beider Leben angeht."

Selbst dem talentiertesten und phatasiereichsten Dichter dürfte es mit der Zeit sauer werden, täglich neu glaubhafte und abwechslungsreiche Liebesbeteuerungen allein vom Wortmaterial her zu finden. „Außerdem", gibt Sylvia Bergmann, 20, zu bedenken, „würde es mit der Zeit auch langweilig, sich stets nur dieselben schönen Floskeln anhören zu müssen. Lieben sich die Partner wirklich, dann werden sie sich auch über ihre Fortschritte im Beruf oder im Dienst schriftlich unterhalten. Der Liebesbrief verbindet meines Erachtens die Gefühlsäußerungen (in Maßen) mit der Planung des gemeinsamen Lebensweges. Übrigens vermag ein lieber Brief vieles; er läßt die Sonne heller scheinen, Sorgen vergessen. Gerade bei einer längeren Trennung sind solche Briefe der Halt, den man während des Alleinseins oft nötig hat. Ich fühlte mich jedenfalls nach jedem Brief fähig, Bäume auszureißen oder große Taten zu vollbringen."

Das bloße „Ich liebe dich!" macht es nicht allein. „Liebe heißt auch Vertrauen. Schon deshalb muß man seine Sorgen und Freuden mit dem



Mein Herzensliebchen.

Ich schreibe Dir wieder, weil ich allein bin und weil es mich geniert, immer im Kopf Dialoge mit Dir zu halten, ohne daß Du etwas davon weißt oder hörst oder mir antworten kannst ... Ich habe Dich leibhaftig vor mir, und ich trage Dich auf den Händen, und ich küsse Dich von Kopf bis Fuß, und ich falle vor Dir auf die Knie, und ich stöhne: „Madame, ich liebe Sie." ... Meine Liebe zu Dir, sobald Du entfernt bist, erscheint als was sie ist, als ein Riese, in die sich alle Energie meines Geistes und aller Charakter meines Herzens zusammendrängt ... Es gibt in der Tat viele Frauenzimmer auf der Welt, und einige darunter sind schön. Aber wo finde ich ein Gesicht wieder, wo jeder Zug, selbst jede Falte die größten und süßesten Erinnerungen meines Lebens wieder erweckt? Selbst meine unendlichen Schmerzen lese ich in Deinem süßen Antlitz, und ich küsse mich weg über den Schmerz, wenn ich Dein süßes Gesicht küsse.

Dein Karl

(Aus einem Brief von Karl Marx an seine Frau Jenny vom 21. Juni 1856)



Liebste Gerti,

wenn Du wüßtest — oh, wenn Du wüßtest, was ich alles anstelle und beginne mit Deinem lieben Bild, das vorgestern wohlbehalten bei mir ankam! Du würdest es nicht glauben, vielleicht würdest Du lachen und mich einen verliebten Narren nennen. Ich bin es. Und ich küsse und drücke Dich 206784109253301mal. Übe Dich bis morgen, wann ich wieder schreibe, im Enträtseln und Aussprechen der Zahl und messe an ihr die Liebe

Deines Günther

(Aus einem Brief des Matrosen Günther K. an seine Frau vom 24. März 1965)



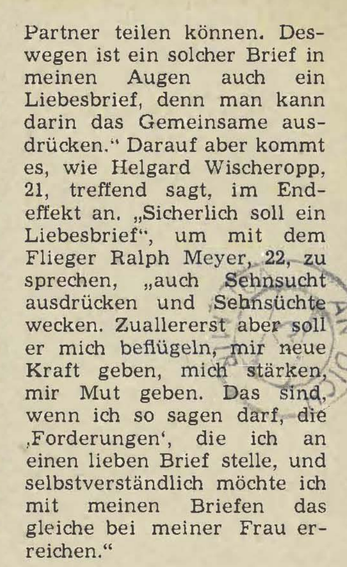
Mein geliebtes Mädchen!

Welchen erhebenden Eindruck Dein Brief auf mich gemacht hat, kann ich Dir kaum sagen. Wenn ich so des Nachts aufwache, und der Wind und Regen an mein Fenster schlägt, und ich Dich mir denke, da überfällt es mich weich und rührend, und ich weiß nicht, wie ich so viel Liebe verdiente. Ich selbst, wie ich Dir sagte, bin seitdem wie umgewandelt. Die Menschen müssen es mir ansehen. Es geht alles so frisch von der Hand, es gelingt, was man unternimmt. Sieh, solche Kraft hast Du mir gegeben, meine Clara; so ein Heldenmädchen muß ja ihren Geliebten auch zu einem kleinen Heros machen. Ach, Clara, wie liebt man sich doch noch ganz anders, wenn man füreinander arbeiten und opfern muß.

Dein Robert

(Aus einem Brief Robert Schumanns an Clara Wieck vom 15. Januar 1839)

Partner teilen können. Deswegen ist ein solcher Brief in meinen Augen auch ein Liebesbrief, denn man kann darin das Gemeinsame ausdrücken." Darauf aber kommt es, wie Helgard Wischeropp, 21, treffend sagt, im Endeffekt an. „Sicherlich soll ein Liebesbrief", um mit dem Flieger Ralph Meyer, 22, zu sprechen, „auch Sehnsucht ausdrücken und ‚Sehnsüchte' wecken. Zuallererst aber soll er mich beflügeln, mir neue Kraft geben, mich stärken, mir Mut geben. Das sind, wenn ich so sagen darf, die ‚Forderungen', die ich an einen lieben Brief stelle, und selbstverständlich möchte ich mit meinen Briefen das gleiche bei meiner Frau erreichen."



„Sentimentales Liebesgeflüster zeugt überdies von wenig Achtung dem Partner gegenüber, ganz besonders gegenüber der Frau", bemerkt Maat Karsten Schwarz, 25, abschließend. „Welches Mädchen und welche Frau unserer Tage möchte denn nur verhätschelt, gekost und umzwitschert werden? Das macht doch nicht das Leben aus. Das heißt doch, in der Frau ein kleines Kind zu sehen, ihr eigenes Denken abzusprechen." Im gleichen Sinne schrieb einst auch Clara Wieck entschieden und selbstbewußt an Robert Schumann: „Bin ich ein kleines Kind, das sich zu dem Altar führen läßt wie zur Schule? Nein, Robert! Wenn Du mich Kind nennst, das klingt so lieb, aber wenn Du mich Kind denkst, dann trete ich auf und sage: Du irrst!"

Mir scheint, das ist nicht nur ein Lebens-, sondern auch ein Liebes(brief)rezept — allen zu empfehlen, die da auch im zwanzigsten Jahrhundert zuhaus oder im Kompanieklub sitzen, um das Wort der Heloise an Abaelard in ihren berühmten Liebesbriefen aus dem zwölften Jahrhundert aufzunehmen: „Solange ich Deine Gegenwart nicht haben kann, gib Dich mir wenigstens in Worten."

Ihr

Karl Heinz Freitag





FERNSEHEN per Satellit

Rund ein halbes Jahr nach dem Start des ersten aktiven Nachrichtensatelliten der Sowjetunion – dieser Start des Molnija 1 erfolgte am 23. April 1965 – wurde am 14. Oktober 1965 der zweite Satellit mit der Bezeichnung Molnija 1 auf die Bahn gebracht. Auffallend ist zunächst, daß zwei künstliche Raumflugkörper die gleiche Bezeichnung erhalten haben. Hier geht eindeutig daraus hervor, daß es sich bei Molnija 1 um eine Typenbezeichnung und nicht um eine Einzelbezeichnung eines Nachrichtensatelliten handelt, und daß wahrscheinlich noch andere Typen, die von der Konstruktion und der Instrumentierung des Molnija 1 abweichen, zu erwarten sind. Das Besondere an dem Start des zweiten Molnija 1 besteht darin, daß die Sowjetunion damit eine Prüfung der Möglichkeiten zur Einrichtung eines Nachrichtensystems, bei dem gleichzeitig mehrere Nachrichtensatelliten benutzt werden, beginnt.

Ein solches Nachrichtensystem mit mehreren Erdsatelliten schwebt den Fachleuten seit langem vor. Bekannt war bisher, daß ein System von drei Synchron-Satelliten, die in rund 36 000 km Höhe und um jeweils 120 Grad versetzt die Erde umkreisen, den Empfang jedes beliebigen innerhalb bestimmter Frequenzen arbeitenden UKW- oder Fernsehsenders an jedem anderen beliebigen Ort der Erde ermöglichen. Unter Synchron-Satellit versteht man, daß der einzelne Satellit über einem bestimmten Punkt der Erde „stillsteht", d. h., daß er auf seiner Bahn stets diesen Punkt der Erde unter sich hat und mit diesem synchron, d. h. zeitgleich umläuft.

Ein solches Netz von mindestens drei Synchron-Satelliten ist für die Sowjetunion sehr ungünstig. Sie benötigt zur ständigen Kontrolle und der von Zeit zu Zeit erforderlichen Bahnkorrekturen ein weit verzweigtes System von Beobachtungsstationen, die über die ganze Erde und vor allem auch über die Weltmeere verteilt sein müßten. Viel günstiger sind deshalb Nachrichtensatelliten, deren Bahnen so verlaufen, daß sie sich während der längsten Zeit eines Umlaufs über sowjetischem Territorium bzw. über dem Funkhorizont der sowjetischen Sende- und Empfangsstationen befinden. Dieser Forderung werden die beiden Nachrichtensatelliten vom



Von HERBERT PFAFFE,
wissenschaftlicher Sekretär der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Typ Molnija 1 vollkommen gerecht. Mit einer unwahrscheinlich hohen Präzision wurden von beiden Satelliten die vorgegebenen Bahnen erreicht. Vergleichen wir in diesem Zusammenhang einmal die angenäherten Werte der Bahnen wie sie von TASS gegeben wurden:

MOLNIJA 1,
Start am 23. April, Umlaufzeit $11^{h}48^{m}$
Start am 14. Oktober, Umlaufzeit $11^{h}59^{m}$
Start am 23. April, Perigäum 497 km
Start am 14. Oktober, Perigäum 500 km
Start am 23. April, Apogäum 39 380 km
Start am 14. Oktober, Apogäum 40 000 km

Die Übereinstimmung wäre noch überraschender, wenn die bei dem zuletzt gestarteten Molnija 1 angegebenen Bahnparameter nicht stark aufgerundet wären. Das bezieht sich besonders auf die Apogäen. Eine vollkommene Übereinstimmung gibt es bei beiden Erdsatelliten in der Bahnneigung zum Erdäquator. Sie beträgt beim einen wie beim anderen Satelliten 65 Grad.

Der Bahnverlauf ist für die Sowjetunion geradezu ideal. Der erdnächste Punkt der Molnija-Bahnen liegt über der Südhalbkugel der Erde, der erdfernste Punkt mit dem weitaus größten Stück der Bahn über der Nordhalbkugel, auf der sich das Territorium der Sowjetunion befindet. Dieser Bahnverlauf deutet auf den Start aus einer Parkbahn hin. Die Bahnen beider sowjetischer Nachrichtensatelliten verlaufen so, daß sich jeder etwa 9 Stunden über und nur drei Stunden unterhalb des Funkhorizontes der sowjetischen Beobachtungsstationen befindet. Mit anderen Worten: Die Instrumente der Satelliten überstrahlen aus der Entfernung des Apogäums der Bahn rund 86 Prozent der Nordhalbkugel der Erde, das sind rund 43 Prozent der gesamten Erdoberfläche.

Der Start des zweiten Molnija 1 erfolgte gemäß dem Programm zur Vervollkommnung des Systems der Fernfunkverbindung und des Fernsehens mittels künstlicher Erdsatelliten als aktive Relaisstation. Hauptsächlich geht es dabei um die weitere Vervollkommnung des Systems zweiseitiger Fernseh-, Telefon- und Telegrafiefunkverbindungen und um den probeweisen Betrieb dieser Anlagen.

Die Molnija-Satelliten haben die Form eines konischen Zylinders. Im oberen Teil sind die Triebwerke für die Bahnkorrektur angebracht. Darunter befinden sich Behälter, in denen sich die Antriebsmittel für das Korrekturtriebwerk befinden. An der Außenfläche des zylinderförmigen Teils befinden sich jalousieartige Klappen des Wärmeregulierungssystems. Am unteren Teil des Zylinders sind die Flächen mit den Solarbatterien montiert. Außerdem gibt es noch sechs windmühlenflügelähnliche Flächen, auf denen ebenfalls Solarbatterien angebracht sind. Am unteren Teil des zylinderförmigen Behälters sind an langen Auslegern zwei Parabolantennen angebracht, die zur Funk- und Fernsehübertragung dienen. Sie sind drehbar. Während des Fluges sind die Satelliten ständig nach der Sonne orientiert. Die räumliche Lage wird durch ein System von Gasdüsen garantiert. Während des Betriebes der Satelliten ist ständig eine der beiden Parabolantennen in Richtung Erde ausgerichtet. Das Antriebssystem sorgt dafür, daß im apogäumsnahen Teil der Flugbahn diese Antenne nachgeführt wird. Die zweite Antenne ist als Reserve gedacht. Die exakte Ausrichtung jeweils einer Antenne auf die Erde bewirkt, daß die Signale die Erdoberfläche mit großer Feldstärke erreichen. Man kann deshalb zum Empfang Antennen mit verhältnismäßig geringen Dimensionen verwenden.

Mit den Satelliten ist es möglich, ein Fernsehprogramm oder eine große Anzahl von Ferngesprächen, einzelnen Bildern, Fernschreiben oder anderen Informationen zu übertragen. Eine besondere telemetrische Apparatur dient dazu, Angaben über die Funktion aller Systeme sowie der verschiedenen physikalischen Parameter zur Erde zu übertragen. Durch Meß- und Kommandoapparaturen an Bord des Satelliten sowie entsprechende Anlagen auf der Erde ist es möglich, die Bahnparameter des Satelliten ständig zu überprüfen. Über diese Apparatur werden auch die Kommandos der Bodenstationen zum Satelliten gegeben.

Auf Grund der Lage ihrer Flugbahnen durchqueren die beiden Molnija-Satelliten auch die Strahlungsgürtel der Erde. Deshalb sind sie mit einer speziellen Strahlungsmeßapparatur ausgerüstet.

Seit ihrer Indienststellung sind beide Satelliten täglich für Probesendungen zwischen Moskau und Wladiwostok eingesetzt. Diese Sendungen dauern jeweils länger als neun Stunden.

Mit dem im April gestarteten Molnija 1 fanden nach der Bahnkorrektur erstmalig Versuche der Übertragung von Farbfernsehsendungen statt. Dabei handelte es sich um das von französischen Wissenschaftlern entwickelte SECAM-System, an dem auch sowjetische Fachleute mitarbeiten. Die Bildübertragung erfolgte in diesem Falle von Moskau über den Satelliten wieder zur Hauptstadt der UdSSR zurück. Diese Versuche sind nach den bisherigen Auswertungen sehr erfolgreich verlaufen. Sie haben die Möglichkeit bewiesen, auch Farbfernsehsendungen über Satelliten zu übertragen. Bei späteren Versuchen ist vorgesehen, zwischen Frankreich und der Sowjetunion Farbfernsehprogramme auszutauschen und nach einem Abkommen zwischen der Sowjetunion und Frankreich dieses System endgültig einzuführen.



DER FALL Cicero

Von J. C. Schwarz

Am 26. Oktober 1943, gegen halb elf Uhr abends, läutete beim Handelsattaché der deutschen Botschaft in Ankara, Herrn Moyzisch, das Telefon. Am Apparat war Frau Jenke, die Gattin des stellvertretenden deutschen Botschafters in Ankara und Schwester des Reichsaußenministers Ribbentrop. Sie forderte ihn auf, sofort in die Jenkesche Privatwohnung zu kommen. Moyzisch, einen mittelgroßen schlanken Dreißiger, verwunderte jener späte Anruf nicht, denn in Wirklichkeit war er Abwehrbeauftragter und Obersturmbannführer im Amt VI des Reichssicherheitshauptamtes und in allen schmutzigen Geschäften der Nazis in der Türkei engagiert. Mit dem Auto erreichte er in wenigen Minuten die Botschaft, wo Jenke wohnte.

Frau Jenke entschuldigte sich wegen der Störung. Ihr Mann sei schon schlafen gegangen, sagte sie und wies mit der Hand gegen die verschlossene Tür. „Er will Sie aber morgen früh sprechen. Im Salon sitzt ein komischer Mann, der irgend etwas will. Sie sollen sich mit ihm unterhalten. Und wenn Sie nachher weggehen, vergessen Sie nicht, die Haustür gut zu schlie-

ßen, ich habe das Personal bereits zu Bett geschickt."

Moyzisch betrat den Salon. In einem tiefen Sessel neben einer Stehlampe saß ein Mann, unbeweglich. Das Licht fiel so, daß sein Gesicht im Schatten blieb.

Er erhob sich, als Moyzisch eintrat und fragte auf französisch: „Wer sind Sie?"

Jetzt erst erblickte Moyzisch sein Gesicht. Es war das Gesicht eines etwa 50jährigen, derb geschnitten, über einem energischen Kinn thronte eine knollige Nase. Die Stirn war stark gewölbt. Das Gesicht eines Clowns in Zivil, dachte Moyzisch, nicht sehr sympathisch, aber klug. Was wollte er? Wer war er? Dem diplomatischen Corps gehörte er nicht an, sonst hätte Moyzisch ihn gekannt.

„Ich bin der Beauftragte von Herrn Jenke", antwortete Moyzisch.

„Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen", sagte der Fremde lächelnd. „Ehe ich aber sage, um was es sich handelt, verlange ich Ihr Wort, daß Sie auch im Fall der Ablehnung zu niemandem darüber sprechen, außer zu Ihrem Vorgesetzten. Wenn Sie eine Indiskretion begehen sollten, dann ist Ihr Leben genausoviel wert wie meins, nämlich gar nichts. Dafür würde ich noch rechtzeitig sorgen." Er machte eine eindeutige, nicht sehr freundliche Handbewegung. „Also Ihr Wort?"

„Natürlich können Sie mein Wort haben. Wenn ich nicht zu schweigen imstande wäre, würde ich wahrscheinlich nicht hier sitzen. Aber nun sagen Sie mir endlich, um was es sich handelt."

„Es geht um folgendes. Ich kann Ihnen die geheimsten Dokumente bringen, die es überhaupt gibt!"

Kleiner Mann, große Worte, dachte Moyzisch. Wahrscheinlich ein Schwindler, er will Geld haben. Mit Vorsicht zu genießen.

„Die Arbeit ist sehr gefährlich", fuhr der Fremde fort. „Ich verlange viel Geld. Haben Sie Geld? Oder Ihr Botschafter? Oder Ihre Regierung? 20 000 englische Pfund. Billiger geht es nicht."

„Absolut unmöglich", entfuhr es Moyzisch. „Ganz ausgeschlossen. Über diese Summe verfügt niemand von uns. Das müßten Wunderdinge sein, die Sie verkaufen wollen. Und selbst dann haben wir das Geld nicht. Außerdem muß ich Ihre Dokumente zuerst sehen. Haben Sie einige davon bei sich?"

Der Fremde lächelte überlegen.

„Ich bin kein Anfänger", sagte er. „Ich habe mich zwei Jahre lang darauf vorbereitet, um Ihnen dieses Angebot machen zu können."

Es blieb eine Weile lang still zwischen den beiden Männern. Der Fremde nahm eine Zigarette an, rauchte, erhob sich plötzlich und ging zur Tür, die er öffnete, um nachzusehen, ob jemand lauschte.

Da das nicht der Fall war, kehrte er auf seinen Platz zurück.

„Überlegen Sie sich die Sache", sagte er dann. „Ich werde am 30. Oktober bei Ihnen telefonisch anfragen. Ich werde mich mit ‚Pierre' melden. Falls Sie ‚ja' sagen, werde ich mich an demselben Tag um zehn Uhr abends bei Ihnen einfinden. Wo, das werde ich Ihnen noch sagen. Sie erhalten von mir zwei Filmrollen mit Aufnahmen von englischen Geheimdokumenten, die alle den Aufdruck ‚most secret' tragen, und ich bekomme von Ihnen 20 000 Pfund Sterling in Noten. Sind Sie mit meiner Lieferung einverstanden, dann können Sie mehr haben. Für jede weitere Filmrolle verlange ich 15 000 Pfund."

Moyzisch wurde unsicher. Die Sache klang interessant. Aber wo sollte er diese phantastischen Geldsummen hernehmen? Sie vereinbarten, daß der Anruf am 30. Oktober um 15 Uhr in Moyzischs Büro erfolgen sollte. Als abendlicher Treffpunkt wurde das Gartenhaus der Botschaft festgelegt, das der Fremde zu kennen schien. Nachdem alles besprochen war, bat er, in der Diele und im Treppenhaus das Licht zu löschen, damit er im Dunkeln das Haus verlassen könnte. Moyzisch tat wie geheißen. Als er in den Salon zurückkehrte, hatte der Fremde bereits den Mantel angezogen und den Hut tief ins Gesicht gedrückt. Mitternacht war vorbei.

Moyzisch stand nun in der Tür, um den merkwürdigen Mann an sich vorbeizulassen. In diesem Augenblick faßte der Fremde Moyzisch am Rockärmel und sagte leise: „Sie wollten doch vorhin wissen, wer ich bin. Ich bin der Kammerdiener des englischen Botschafters."

Ohne die Wirkung seiner Worte abzuwarten, trat er in die finstere Diele hinaus. Die Dunkelheit verschlang ihn.

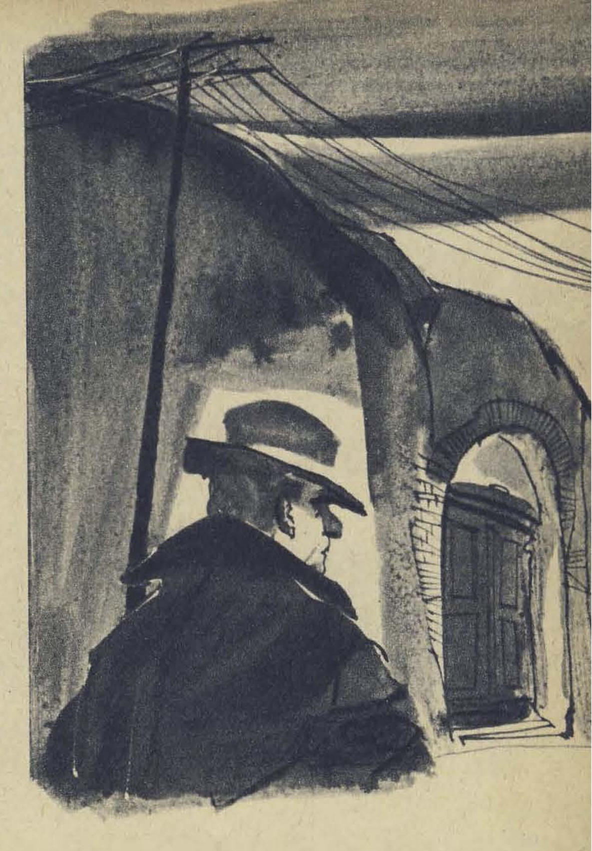
Folgendes chiffriertes Telegramm verließ in den Vormittagsstunden des 27. Oktober die deutsche Botschaft in Ankara:

„An Reichsaußenminister persönlich. Geheime Reichssache. Hier vorliegt Angebot englischen Botschaftsangestellten, angeblich Kammerdiener beim englischen Botschafter in Ankara, hiesiger Botschaft Originaldokumente geheimen Inhalts in Fotokopien zu beschaffen. Für erste Übergabe am 30. Oktober werden 20 000 Pfund Sterling in Noten verlangt, für jede weitere Filmrolle 15 000 Pfund. Erbitten Weisung, ob auf Angebot einzugehen ist. Bejahendenfalls muß durch Sonderkurier geforderte Summe bis 30. Oktober nach hier übersandt werden. von Papen." Zwei Tage später kam aus Berlin die chiffrierte Antwort: „An Botschafter von Papen persönlich. Geheime Reichssache. Auf Angebot ist einzugehen unter Beobachtung größter Vorsicht. Sonderkurier eintrifft Ankara 30. Oktober vormittags. Erwarte sofortigen Bericht nach Übergabe der Dokumente. Ribbentrop."



So spielte sich vom 30. Oktober 1943 bis Ende März 1944 in Ankara eins der erstaunlichsten Ereignisse ab, das jemals in der Geschichte der Spionage verzeichnet werden konnte: der Fall „Cicero", dessen Held Elyeser, der albanische Kammerdiener des englischen Botschafters in Ankara war. Sir Knatchbull Hughe, der seine Leichtfertigkeit mit der verfrühten Versetzung in den Ruhestand bezahlen mußte, schien völlig

der Atmosphäre des neutralen Ankara, dieser freundlichen Oase mitten in der Wüste eines grausamen Krieges, erlegen zu sein, anders ist sein Benehmen nicht zu erklären. Obwohl es für jede auswärtige Vertretung eines Staates und auch für Sir Knatchbull Hughe strikte Vorschriften über die Handhabung von Geheimakten gab, nahm er Most-Secret-Dokumente in sein privates Arbeitszimmer und sogar in sein Schlafzimmer, verschloß sie, falls er nicht auch das noch vergaß, in einem privaten Panzerschrank, dessen Schlüssel an denselben Beinkleidern baumelte, die sein Kammerdiener allabendlich, wenn der Botschafter sich schlafen legte, zur Reinigung empfing. Allabendlich besaß Elyeser auf diese Weise den Schlüssel zum Panzerschrank des Gesandten, der obendrein Schlafmittel nahm, um bis zum Morgen sicher durchzuschlafen. Zwei Jahre lang hatte Elyeser mit einer Leica das Fotokopieren harmloser Briefe geübt, jetzt ging er dazu über, nachdem er die Gewohnheiten des Botschafters, die Wirkung der Schlafmittel und die allgemeinen Verhältnisse im Haus gründlich studiert hatte, die Geheimnisse aus dem Panzerschrank zu fotografieren. Er brauchte für 30 Aufnahmen nicht mehr als zehn Minuten. Nach Beendigung der Aufnahmen legte er die Dokumente in den Schrank zurück, verschloß ihn, befestigte den Schlüssel wieder an der Kette, die an den Beinkleidern des Botschafters baumelte, und legte die Beinkleider an ihren Platz zurück. Seine Beziehungen zu dem Botschafter waren derart glücklich, daß die beiden, Herr und Diener, gemeinsam musizierten; Elyeser sang mit seinem schönen Bariton Lieder von Schubert, während der Botschafter ihn auf dem Flügel begleitete.



Es waren aufregende Zeiten für die Welt und auch für die neutrale Türkei, die Zeiten der Konferenzen von Kairo und Teheran, auf denen die Alliierten ihre Politik gegenüber Hitlerdeutschland festlegten, die Zeiten der Vorbereitung der „Operation Overlord", wie die Eröffnung der zweiten Front und die geplante Landung der Alliierten in Nordfrankreich genannt wurde. Immer wieder war in den Dokumenten, die Cicero lieferte, von der „Operation Overlord" die Rede. Die Deutschen zahlten, aber zuerst wollten sie nicht glauben. Papen soll ausgerufen haben, als er die ersten Most-Secret-Dokumente sah, die Cicero alias Elyeser mit der Leica geschossen hatte: „Zu schön, um wahr zu sein." Ribbentrop glaubte, daß Cicero eine von den Engländern gestellte Falle war; um so mehr war Ribbentrops Gegenspieler Kaltenbrunner von der Echtheit der Dokumente überzeugt. Zwischen Kaltenbrunner, dem Mann des Reichssicherheitshauptamtes, und dem Außenminister Ribbentrop bestand eine alte Feindschaft, die ihren Ursprung zum großen Teil darin hatte, daß beide Männer mit ihren Spionageorganisationen sich bei Hitler gegenseitig den Rang abliefen und um ihre Vormachtstellung buhlten.

Kaltenbrunner bestürmte in Telegrammen Moyzisch, herauszufinden, was die Gründe des englischen Kammerdieners für seine ungeheuerliche Handlungsweise waren, und Cicero, um das Mißtrauen der Deutschen zu beschwichtigen, erfand eine rührselig-kitschige Geschichte von der Ermordung seines Vaters durch einen Engländer und seinen Engländer-Haß. Es wurde nach Berlin chiffriert: Er haßt die Engländer. Nun war alles klar.

Kaltenbrunner gab Moyzisch den telegrafischen Befehl, die Dokumente weder Papen noch Ribbentrop zu zeigen, sondern direkt an ihn zu schicken. Moyzisch glaubte, so nicht handeln zu dürfen, und zeigte ein besonders markantes Dokument, das sich auf die militärischen Geheimverhandlungen zwischen der Türkei und den Alliierten bezog, dem deutschen Botschafter.

Seit vielen Monaten kämpfte Churchill nämlich um die Türkei. Aber bis zum 20. April 1944 brachte er sie nicht einmal dazu, ihre Chromlieferungen an Hitlerdeutschland aufzugeben, die für die deutsche Rüstungsindustrie unentbehrlich waren. Am Ende war die Türkei der einzige Lieferant von Chrom für die Veredelung des deutschen Stahls. Aber das politische und wirtschaftliche Drängen der Alliierten, die Geheimverhandlungen hinter hermetisch geschlossenen Türen: Das alles legte Cicero dem deutschen Geheimdienst offen auf den Tisch. Von Papen, für seine Dummheit berühmt, ging sofort zu dem türkischen Außenminister und ließ durchblicken, daß die Deutschen wußten, was sich hinter den Kulissen der Neutralität abspielte. Natürlich leugnete der Außenmini-



Illustrationen: Karl Fischer

ster. Aber er informierte Sir Knatchbull Hughe, und Sir Hughe kabelte nach London, daß die Deutschen zu viel wüßten. „Papen weiß mehr, als gut für ihn."

Als Herr von Papen seine Indiskretion dem türkischen Außenminister gegenüber beging, hatte Elyeser bereits eine halbe Million Pfund zusammen. Er fotografierte das Telegramm Sir Hughes an das Foreign Office in London, „Papen weiß mehr, als gut für ihn", und verstand sofort, was geschehen war und daß es Zeit für ihn wurde, seine gefährlichen Aktivitäten einzustellen.

Immerhin verfehlte Papens versteckte Drohung nicht ihre Wirkung. Die Türken wurden etwas zurückhaltender im Umgang mit den Alliierten. Die Türken traten erst im Februar 1945 auf der Seite der Alliierten in den Krieg ein. Cicero hat Mitschuld an diesem Zeitgewinn Hitlers. Aber es gab zwei Gründe, die verhinderten, daß alle diese interessanten Informationen den Nazis nützlich wurden und militärische oder politische Aktionen auslösten: Auf der einen Seite bezweifelten maßgebliche Stellen die Echtheit der Dokumente nach wie vor. Auf der anderen Seite glaubten die deutschen Militärs, daß eine alliierte Landung, wenn sie überhaupt erfolge, aus militärstrategischen und taktischen Gründen nur an bestimmten Stellen der Kanalküste vor sich gehen könnte, und an diesen Punkten hatten sie starke Kräfte konzentriert. Erst am 6. Juni 1944, dem Tag, an dem 176 000 alliierte Soldaten, von England kommend, mit ihren 20 000 Fahrzeugen in der Normandie, anderswo als erwartet, landeten, bequemten sich die Skeptiker im Nazihauptquartier zu der Einsicht, daß Ciceros Dokumente echt gewesen waren.

Aber lange, bevor Papens Indiskretion die englische Abwehr nach Ankara rief, die die undichte Stelle zu suchen begann, wußte die amerikanische Abwehr von der Existenz eines Cicero. Sie wußte auch, daß er in Ankara zu suchen war. Die Tochter eines hohen deutschen Diplomaten in Sofia, die als Sekretärin in der deutschen Botschaft in Sofia arbeitete und eine Mitarbeiterin des amerikanischen Geheimdienstes war, wurde vom CIC beauftragt, sich an die deutsche Botschaft in Ankara versetzen zu lassen. Moyzisch, der Tag und Nacht mit dem Chiffrieren der Dokumente Ciceros zu tun hatte, brauchte dringend eine gute zuverlässige Bürokraft, und Cornelia wurde seine zweite Sekretärin. Das Geheimnis, wer Cicero war, wurde zwar innerhalb der deutschen Botschaft gehütet, und nur Papen und Moyzisch wußten genau Bescheid. Aber es gelang doch Cornelia, zumal sie zeitweilig den Schlüssel zu Moyzischs Tresor hatte, das Geheimnis um Cicero annähernd zu entschleiern. ▶

Von Cicero selbst steht es fest, daß er keine politischen Absichten verfolgte, seine „politische Absicht" war das Geld. Der Fanatismus, mit dem er alles darauf anlegte, aus der Klasse der Dienenden in die der Herrschenden aufzusteigen, machte ihn doppelt vorsichtig. Er sah einmal Cornelia mit Moyzisch beim Einkauf in einem eleganten Modegeschäft in Ankara und erkundigte sich später bei Moyzisch, wer die junge Frau an seiner Seite gewesen sei. Gerade in der Zeit, als er, alarmiert durch Sir Hughes Telegramm, Leica, Fotolampe und Geld aus dem Haus schaffte, sah er in einer der Straßen Ankaras noch einmal Cornelia, diesmal war sie in Begleitung eines Mannes, von dem er sich seit einiger Zeit beobachtet fühlte und der ein Amerikaner zu sein schien. Sofort bat er Sir Knatchbull Hughe, unter Verschiebung einer Familienangelegenheit, um seine Entlassung und verschwand aus Ankara.

Aber vorher warnte er Moyzisch vor dessen zweiter Sekretärin. Doch zu spät. Cornelia hatte sich bereits zu den Amerikanern geflüchtet, die sie mit Leuten vom englischen Geheimdienst zusammenbrachten, die auf der Suche nach Cicero waren. Es war eine Blamage. Die Amerikaner wußten, wer Cicero war, während die britischen Experten ihn selbst dann nicht bemerkt hatten, als sie die englische Botschaft in Ankara in seiner Gegenwart durchstöbert hatten. Unter ihren Augen war er ihnen entschlüpft.

Moyzisch war ein erledigter Mann. Er setzte sich in seinen Wagen und fuhr in die Steppe hinaus. Aber den Selbstmord, den er verüben wollte, verübte er nicht. 1950 erschienen seine Erinnerungen an Cicero in Frankfurt am Main. Damals enthob ihn der Beginn der Operation Overlord weiterer Sorgen. Die Herren in Berlin hatten um diese Zeit Wichtigeres zu tun, als sich um einen Abwehrmann in Ankara zu kümmern, der ihnen verdächtig geworden war.



Kaum war der Krieg zu Ende, da trat der Millionär Elyeser Bazna mit groß angelegten Bauunternehmungen und Spekulationen hervor. Aber seine Zugehörigkeit zur Klasse der Herrschenden dauerte nicht lange. Trotz seiner großen Klugheit war es ihm entgangen, daß das Geld, mit dem die Deutschen seine Leistungen bezahlt hatten, falsch war. Es war im KZ Oranienburg hergestellt worden. Ein Mitarbeiter der Falschgeldaktion sagte aus, daß falsche Pfunde im Gegenwert von 25 Millionen Reichsmark in die Türkei eingeschleust worden seien, zum Teil, um die britische Währung zu erschüttern, zum Teil, um einen deutschen Agenten zu bezahlen.

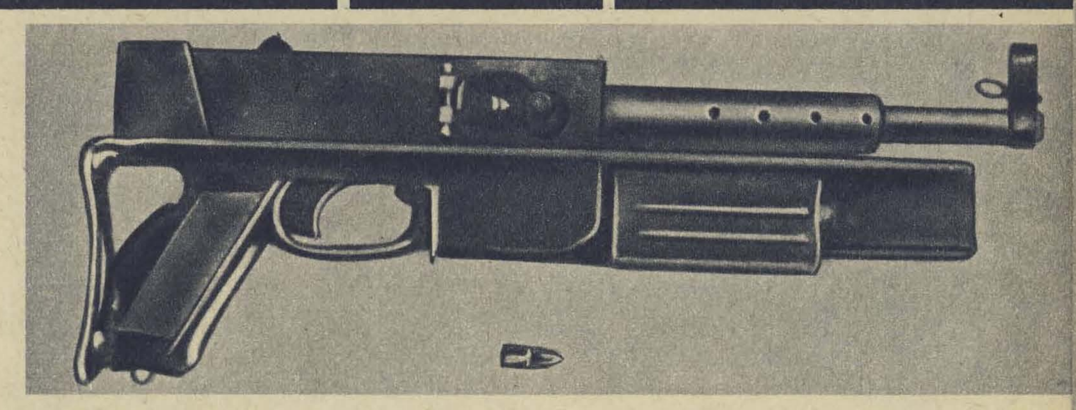
Der Agent war Cicero.

Elyeser Bazna war wieder ein armer Mann. Seine Anstrengungen waren umsonst gewesen. Er fiel in das trostlose Leben eines Dieners zurück.



IKA ELECTRICA

ARMEE-RUNDSCHAU 12/1965	TYPENBLATT	NATO-WAFFEN MPi



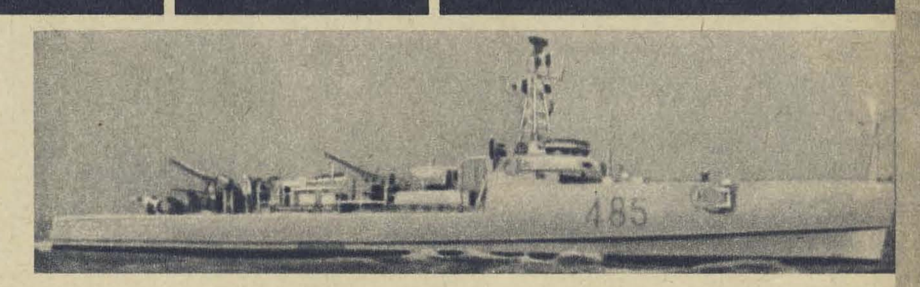
MPi MAT (Frankreich)

Taktisch-technische Daten:

Masse (gesamt)	4,1 kg
Magazin (gefüllt)	0,6 kg (32 Patr.)
Kaliber	9 mm
Länge	
— mit Schulterstütze	720 mm
— ohne Schulterstütze	460 mm
Visierschußweite	200 m
Feuergeschwindigkeit	
— theoretisch	600 Schuß/min
— praktisch	100 Schuß/min
max. Schußentfernung	1800 m
günst. Schußentfernung	100 ... 200 m

Die MPi MAT ist die französische Handfeuerwaffe, welche die amerikanische „Thompson" und die britischen Maschinenpistolen „Sten" Mk I, II und III sowie die alte französische MPi MAS 38 in allen Waffengattungen ablöst.

ARMEE-RUNDSCHAU 12/1965	TYPENBLATT	NATO-SCHIFFE SCHNELLBOOTE



S-Boot 40 (Westdeutschland)

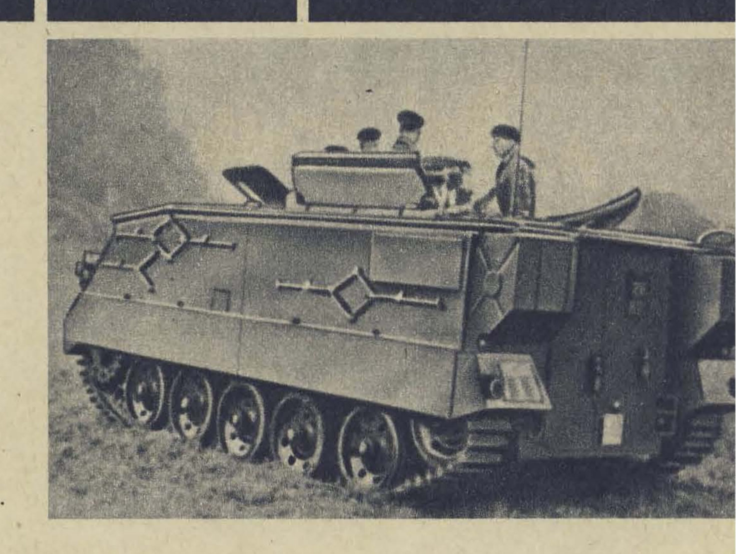
Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung	95 ... 100 ts
Länge	35 m
Breite	5,1 m
Tiefgang	1,7 m
max. Geschwindigkeit	40 sm/h
Maschinen	Diesel 7500 PS
Fahrstrecke	700 sm
Bewaffnung	1 Geschütz 40 mm (oder 2mal 20 mm); 2 Torpedorohre 533 mm
Besatzung	20 Mann

Die Schnellboote vom Typ 40 sind bereits von der faschistischen Kriegsmarine bis 1945 gefahren worden. Heute stehen sie sowohl in der Bonner Kriegsflotte als auch bei den Flotten Dänemarks, Italiens und Spaniens in Dienst. Die einzelnen Boote haben verschiedene Masten.



ARMEE-RUNDSCHAU 12/1965 | TYPENBLATT | NATO-FAHRZEUGE SPW



SPW Trojan (England)

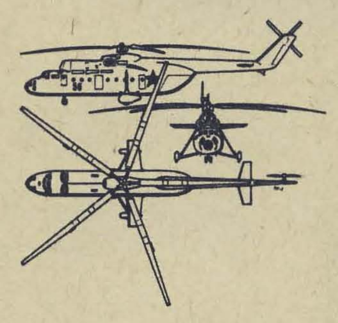
Taktisch-technische Daten:

Masse (Gefecht)	14 t
Länge	5100 mm
Breite	2640 mm
Höhe	1880 mm
Höchstgeschwindigkeit	53 km/h (Straße)
Fahrbereich	800 km (Straße)
Steigfähigkeit	70 %
Kletterfähigkeit	610 mm
Überschreitfähigkeit	2000 mm
Bewaffnung	1 MG 7,62 mm
Besatzung	2 Mann und 10 Schützen

Das in England konstruierte gepanzerte Fahrzeug wird in der britischen Armee zum Mannschafts- und Materialtransport sowie als Geräteträger und für Sonderzwecke eingesetzt. Der SPW ist lufttransportfähig, mit Schwimmbalg schwimmfähig und mit einer KCB-Schutzanlage ausgestattet.

ARMEE-RUNDSCHAU 12/1965 | TYPENBLATT | FLUGZEUGE DES SOZIALISTISCHEN LAGERS





Hubschrauber Mi-6 (UdSSR)

Taktisch-technische Daten:

Leermasse	27 000 kg
Abflugmasse (max.)	42 500 kg
Nutzlast	12 000 kg
Länge	37,35 m
Höhe	9,1 m
Rotordurchmesser	35 m
max. Geschwindigkeit	320 km/h
Triebwerk	2 Turbinen TB-2 BM zu je 5500 PS
Gipfelhöhe	4100 m
Besatzung	4 . . . 5 Mann

Die Mi-6 ist ein Transporthubschrauber für den militärischen und zivilen Einsatz. Ihr 68,75 m³ großer Frachtraum mit Heckladetor kann Mannschaften, Waffen, Fahrzeuge und andere sperrige Lasten aufnehmen.

MORGENS GENAU RICHTIG



– WECKEN – Alles muß schnell gehen. Da ist „Passat Elektric" genau richtig. Ein Trockenrasierwasser nach modernsten Gesichtspunkten. Versuchen Sie es mal – „Passat Elektric" aus dem Hause Parfümerie EXQUISIT KG Berlin

ZUR TROCKENRASUR

P

Passat

ELEKTRIC

MORGENS GENAU RICHTIG

PASSAT ELEKTRIC

die ermittlungen gehen weiter

Fortsetzung von Seite 46

wieder die Straße. — Mit einer Reiseschreibmaschine! Kurz entschlossen marschiert Küster auf ihn zu, tippt lässig ans Schild seiner Mütze und grinst: „Hast du dich auch hereinlegen lassen?"

Der Angesprochene macht ein hilfloses Gesicht. „Nix verstanden!"

„Schon gut, schon gut!" lacht Küster. „Zeig mal her!" Bevor der andere Einwände erheben kann, nimmt der Kriminalist den Koffer und öffnet ihn. „Siehst du", sagt er, „eine gebrauchte Maschine, auf neu zurechtgemacht. — Maschine alt, nix gut!" wiederholt er etwas lauter. „Naulick schlecht; zu mir auch!" — Der Fahrensmann, ein schwarzer, drahtiger Bursche, begreift. „Sacramento!" flucht er. „Hat gesagt, prima Maschine!"

„Nix prima!" Küster schüttelt den Kopf und nimmt ihn am Arm. Gemeinsam betreten beide den Laden.

Naulick erkennt den Hauptmann auf den ersten Blick. Er verfärbt sich.

„Ich möchte mich einmal in Ihrem Hinterzimmer umsehen", sagt Küster und weist auf den Seemann. „Sie wissen sicher, warum." — Der Matrose, immer noch ahnungslos, überschüttet Naulick mit einer Flut von Verwünschungen.

Küster interessiert sich vorerst wenig für die Kameras, Ferngläser, Schreibmaschinen, Uhren und Schmuckstücke. Er sagt nur: „Das habe ich erwartet. Gutes Geschäft, wie? Sie lassen die Ware in der Umgebung aufkaufen, verschieben sie dann an Ausländer gegen Devisen — selbstverständlich ein wenig billiger als im Ausland — und treiben mit diesen Devisen einen schwunghaften Handel." Küster nimmt dem verblüfften Seemann die Schreibmaschine ab. „Beschlagnahmt!" erklärt er kurz. „Capito?" Dann tritt er auf den Panzerschrank zu. „Öffnen Sie!"

Naulick gehorcht. „Sieh mal einer an!" sagt Küster unvermittelt und zieht unter einem Packen alter Geschäftsbücher einen Personalausweis hervor. Er läßt dabei Naulick nicht aus den Augen. „Hier ist ja auch der Ausweis von Kleffke!"

„Kleffke?" schreit Naulick. „Wie kommen Sie denn darauf? Das ist der Ausweis eines gewissen Röbel. Gestern habe ich ihn gefunden, heute wollte ich ihn bei der Polizei abgeben!"

„Irrtum!" Bevor sich Naulick von seinem Schreck erholt, klicken Handschellen. Küster greift zum Telefon und wählt die Nummer des Kreisamtes der VP.

— — —

„Naulicks scheinbar unanfechtbares Alibi ging mir nicht aus dem Kopf", berichtet Küster seinem Vorgesetzten. „Je länger ich darüber nachdachte, desto mehr Punkte fand ich, die eigentlich recht unklar waren. Ich machte einen Versuch und stellte fest, daß man in zehn Minuten bequem vom Moor bis zur Bar laufen kann. Von der Barfrau hatte ich erfahren, daß sich Naulick, wenn er betrunken ist, manchmal bis zu einer halben Stunde im Freien aufhält. Das verstärkte meinen Verdacht. An Mord dachte ich allerdings noch nicht. Schließlich gelang es einem meiner Mitarbeiter, den Taxifahrer zu ermitteln, der Naulick in der Tatnacht abholte. Naulick hatte seine Rolle als Betrunkener großartig gespielt. Kaum war das Taxi abgefahren, tat er, als sei ihm übel. Er bezahlte, stieg aus und torkelte davon. Ich sage bewußt: Naulick spielte; er war nämlich gar nicht so betrunken, wie er sich gab."

„Wie wollen Sie das beweisen?" entgegnet Major Rüdiger.

Küster schmunzelt. „Hinterher ist immer alles ganz einfach. Naulicks Zeche betrug etwa vierzig Mark, das stellte ich während der zweiten Unterhaltung mit der Barfrau fest. Aber: Naulick hielt bis gegen Mitternacht zwei Mädchen frei! Und sieht man sich die Preise der Bar an, so ist es eine Kleinigkeit, sich auszurechnen, daß Naulick gar nicht so viel getrunken haben kann. Wie gesagt, auf das Einfachste kommt man oft zuletzt. — Der Rest ist schnell erzählt: Kleffke war einer von Naulicks Aufkäufern und erpreßte ihn. Da beschloß Naulick, ihn zu beseitigen. Und weil er wußte, daß Kleffke den Personalausweis auf den Namen Röbel, mit dem er die Ware aufkaufte, meist bei sich trug, wollte er nach begangener Tat das Dokument an sich bringen. In der Dunkelheit und in der Aufregung verwechselte er die Ausweise. Anschließend verbarg Naulick den Škoda am Moor, brach ihn auf, um die Volkspolizei zu täuschen, und ging in die Bar zurück. Zwei Stunden später behauptete er, sein Fahrzeug sei gestohlen worden. — Gegen drei Uhr fuhr er angeblich nach Rostock zurück. In Wirklichkeit aber verließ er nach wenigen Minuten die Taxe, weil ihm noch eine Idee zur weiteren Verschleierung der Tat gekommen war. Er lief zu seinem Wagen, schloß die Zündung kurz und ließ das Fahrzeug ins Moor rollen. — Und Egon? Wer weiß, was der verbergen will. Mit diesem Fall hat er jedenfalls nichts zu tun."

Rüdiger lächelt. „Wenn Sie nun Kleffkes DPA nicht bei Naulick gefunden hätten? Was dann?"

Küster winkt ab. „Erstens war Naulicks Alibi ohnehin erschüttert. Zweitens hatten wir die Aussage des Taxifahrers. Drittens wären wir bei der Untersuchung der Schiebergeschäfte früher oder später auch auf die Namen der Aufkäufer gestoßen.

Trotzdem bin ich dem Zufall dankbar. Wir haben Zeit und Nerven gespart."



Einen hervorragenden neunten Platz belegte Peter Lützendorf aus der DDR bei der berühmten Lauberhornabfahrt in Wengen 1965, bei der die Weltelite am Start war.







EINE BETRACHTUNG ZUR ENTWICKLUNG DES ABFAHRTSLAUFS

VON MAJOR GUNTHER WIRTH, MEISTER DES SPORTS

Konzentriert, alle Muskeln und Nerven gespannt, steht der Läufer am Start. Über drei Kilometer wird er in rasender Abfahrt zurücklegen, ehe er fast 1000 Meter tiefer über die Ziellinie schießen wird. Aber daran denkt er jetzt nicht. Er hört nur das monotone Zählen des Starters: „Fünf, Vier, Drei, Zwei, Eins – Los!“

Mit drei-, viermaliger kräftiger Stockunterstützung stürzt er sich in die weiße Tiefe. Schon Sekunden später rast er mit D-Zug-Geschwindigkeit talwärts. Erste Bodenwellen heben ihn von der Piste ab und pressen ihn wieder auf die Erde zurück. Beim Schuß durch ein Waldstück fliegen die Bäume wie Schemen an ihm vorüber, und schon verlangen Kurven und Biegungen seine höchste Konzentration, den Einsatz aller Kraft und Technik, um nicht von der Bahn getragen zu werden. Jetzt ist die nächste Bodenwelle heran, an die sich ein Steilhang anschließt. Diese kleine „Schanze“ läßt ihn wieder einen gewaltigen „Satz“ machen, und erst nach 20 Metern landet er wieder auf seinen schmalen Brettern, in tiefer Hocke den harten Aufprall abfedernd. Mit kaum weniger als 120 km/h geht es nun dem Ziel entgegen. Im Zielschuß versucht er noch einmal mit federnden Bewegungen ein Höchstes an Geschwindigkeit herauszuholen, und da schießt er auch schon über die Ziellinie. Ein letzter Schwung läßt den Schnee meterhoch aufstieben, die mörderische Fahrt ist zu Ende.

Immer wieder fasziniert der Abfahrtslauf Tausende an den Hängen, ja Millionen, die an den Bildschirmen die prikkelnde Atmosphäre des alpinen Rennsports miterleben. Begeistert jubeln sie den kühnen Rennläufern zu, wenn diese nach oft halsbrecherischer Abfahrt durchs Ziel schießen, aber ebensooft halten sie entsetzt den Atem an, wenn die Asse der weißen Piste in voller Fahrt, manchmal nur auf einem Ski stehend, unvermeidlich scheinende Stürze mit artistischer Körperbeherrschung noch ausbalancieren, oder wenn sie bei einer Geschwindigkeit von über 100 Stundenkilometern doch die Gewalt über ihren Körper und die Ski verlieren und schwer stürzen.

Ganze Kerle verlangt diese Sportart, Sportler, die mit ihren Skiern verwachsen sind, die ihren Körper und die schmalen Bretter beherrschen, die über eine hohe Konzentrations- und Reaktionsfähigkeit verfügen, um jeden Steilhang, jede Bodenwelle und Kurve zu meistern, und die vor allem Mut und eine gesunde Portion Draufgängertum mitbringen.

Und doch kommt es zu Unfällen beim Abfahrtslauf. Denken wir an jenes Arlberg-Kandahar-Rennen im Februar 1959 in Garmisch, das von vielen Experten als das schwerste, mörderischste in der Geschichte des Abfahrtslaufs bezeichnet wurde. 38 von 89 Gestarteten, darunter Läufer der Weltklasse, erreichten nach zum Teil schwersten Stürzen auf der vereisten, durch Nebel kaum sichtbaren Piste nicht das Ziel, und der Kanadier John Semmelink mußte nach einem Sturz in eine Schlucht sogar mit seinem Leben bezahlen. Ein Absetzen dieses Wahnsinnsrennens wäre hier nur im Interesse des Sports und der Sportler gewesen, aber offensichtlich waren finanzielle Erwägungen der Veranstalter stärker. Auch die immer wieder durchgeführten Geschwindigkeits-Weltrekordversuche auf dem Matterhorn bei Cervinia dienen sicher mehr den kapitalistischen Profitinteressen als dem Sport. Wenn der internationale Skiverband (die FIS) in diesem Jahr seine Zustimmung zu diesen Rekordversuchen gab, dann deshalb, um Einfluß auf diese von den Skifabrikanten organisierten Rennen zu nehmen und sich Kontrollmöglichkeiten zu schaffen, um weitere Auswüchse (das Anlegen von stromlinienförmigen Verkleidungen bei den Läufern) zu unterbinden. Sind aber deshalb die Stimmen berechtigt, die den sportlichen Wert des Abfahrtslaufes bezweifeln, sein Abgleiten auf den für den Sportler gefährlichen Stand der Sensationshascherei befürchten und deshalb für ein Aufgeben dieser schönen Sportart plädieren? Eins

ist klar: Da, wo die kapitalistische Industrie mit ihrem Konkurrenzdrang, ihrer Reklamesucht und dem damit verbundenen Streben nach Sensationen Einfluß auf den Sport gewinnt, dort ist der Sport in der Tat gefährdet. Im alpinen Rennsport ist diese Gefahr besonders groß, vor allem durch die drei großen österreichischen Skifirmen Fischer, Kneisl und Kästle. Ein Olympiasieg im Abfahrtslauf, der auf Kästle-Skiern errungen wurde, erhöht natürlich den Umsatz dieser Skifabrik — ein Geschwindigkeitsweltrekord, mit Fischer-Skiern erzielt, ist die beste Reklame für den Skiproduzenten. Aus den Erfahrungen der letzten Jahre hat die FIS ihre Schlüsse gezogen. Sie ist bemüht, diesen sportfeindlichen Einfluß der Industrie zurückzudrängen und durch Sicherheitsmaßnahmen die Gefahren für den Sport und den Sportler auf ein Mindestmaß zu beschränken. So beschloß der 25. FIS-Kongreß, der vom 8. bis 11. Juni 1965 in Mamaia tagte, einen Appell an die Vernunft der Skifirmen zu richten, übermäßige Reklame auf den alpinen Sportveranstaltungen zu unterlassen.

Ob man allerdings mit Vernunftsappellen bei kapitalistischen Unternehmern etwas erreichen kann, ist stark zu bezweifeln. Auch die Forderung, Skier ohne Firmenzeichen zu produzieren, wird wohl kaum durchzusetzen sein. Wichtig ist es aber auf jeden Fall, die in der Internationalen Skiwettkampfordnung der FIS festgelegten Sicherheitsbestimmungen überall und immer konsequent durchzusetzen.

Die wichtigsten dieser Bestimmungen, die den Charakter des Abfahrtsrennens als „eine der Klasse der Konkurrenten angemessene Prüfung von Mut, technischem Können, athletischer Leistung und Körperbeherrschung“, die „nie in ein Spiel mit unberechenbaren Gefahrenmomenten ausarten soll“, bewahren sollen, seien hier angeführt:

Alle Läufer sind verpflichtet, Sturzhelme zu tragen. Alle



Durch großartige Leistungen erwarben sich die DDR-Alpinen internationale Anerkennung, an ihrer Spitze Eberhard Riedel (links) und Ernst Scherzer (rechts) vom SC Traktor Oberwiesenthal.

Abfahrtsstrecken für internationale Rennen müssen durch die FIS genehmigt sein und folgende Voraussetzungen erfüllen:

- Die Piste muß von Steinen, Baumstrünken usw. gesäubert sein,
- Gefahrenstellen sollen durch Schnee- oder Strohmauern, Matratzen oder Fangnetze abgesichert sein.
- Streckenteile durch Wald müssen mindestens 20 Meter breit sein,
- Besonders gefährliche Stellen sind durch das Stecken von Pflichttoren zu entschärfen.

Lassen wir Herrn Ludwig Schröder, Generalsekretär des Deutschen Skiläuferverbandes und Mitglied der Redaktionskommission der FIS, das Fazit ziehen:

„Der Abfahrtslauf ist aus dem alpinen Rennsport nicht wegzudenken. Wir sind für den Abfahrtslauf ohne Sensationshascherei, ohne ungesunde Reklameeinflüsse. Bei strenger Einhaltung aller FIS-Sicherheitsbestimmungen wird sich dieser schöne Sport behaupten und das Publikum, vor allem die Jugend, begeistern und anziehen.“

Die Dramatik des Rennens veranschaulicht dieses Bild des Olympiasiegers im Abfahrtslauf von 1964, Egon Zimmermann (Österreich).



Auf Gegenkurs

Von SIEGFRIED DIETRICH

Zwei Jahre haben wir uns nicht gesehen: Peter Siemoneit, Horst Schmidt und ich. Und wie es bei jedem Wiedersehen ist, so sitzen auch wir zusammen, tauschen Erinnerungen aus und erzählen uns, was es Neues gegeben hat. Neues gibt es sehr viel, vor allem was Peter Siemoneit betrifft. Peter, vor zwei Jahren noch Leutnant und Flugzeugführer der Klasse III, trägt heute die Schulterstücke eines Oberleutnants, und über der Tasche seines Waffenrockes leuchtet golden die Spange mit der römischen Eins, die höchste Qualifikation, die ein Flugzeugführer erreichen kann. Er trägt sich jetzt mit dem Gedanken, die Militärakademie zu besuchen.

Das ist doch nichts Besonderes, mag mancher denken. Aber wer die Geschichte Peter Siemoneits kennt, findet schon Besonderes daran.

„Schwarzes Schaf" und rote Lampe

Als ich das Jagdgeschwader vor zwei Jahren verließ, galt Peter noch als „schwarzes Schaf" seiner Staffel. Überzeugt von seinem Können, riskierte er zuweilen mehr, als erlaubt war, ohne daß er sich der Tragweite seines Tuns bewußt wurde. Er fühlte sich sicher in seiner MiG, und das genügte ihm. Mit keiner Faser dachte Peter daran, daß von einem Flugzeugführer neben außergewöhnlichem Können auch ein hoch entwickeltes Pflichtbewußtsein verlangt wird.

Übertriebene Waghalsigkeit, Leichtsinn oder Verantwortungslosigkeit? Wo ist die Grenze? Wir unterhalten uns lange darüber. Und Peter Siemoneit meint, er habe diese Grenze anfangs überhaupt nicht gesehen. Als er sie später erkannte, sei es ihm schwer gefallen umzukehren.

Horst Schmidt nickt. „Ich denke da zum Beispiel an den ‚Korken' mit der roten Lampe. Dieses Vorkommnis zeigt am besten, wie es seinerzeit um Peter bestellt war."

„Erzähle!" forderte ich Peter auf. Er lächelt. Ein wenig verlegen, wie mir scheint. Es ist, als wolle er sagen: Der Peter Siemoneit von damals ist längst vergessen. Wozu ihn wieder hervorkramen? Doch dann erzählt er, von Horst Schmidt ergänzt. Gleich bunten Bildern tauchen die einzelnen Etappen von Peters Einhundertachtziggrad-Wendung auf...

Die MiG jagt dem Flugplatz entgegen. 5000 m zeigt der Höhenmesser an. Plötzlich flackert eine rote Lampe auf. Der Pilot stutzt. Der Kraftstoff geht zur Neige. Für jeden Flugzeugführer ist das ein Alarmsignal. Ein Alarmsignal wäre es auch für den Flugleiter im Startkommandopunkt, wenn er wüßte, wie es um die Maschine steht. Diesmal weiß er es jedoch nicht; denn Peter Siemoneit denkt nicht daran, ihn zu benachrichtigen, obwohl es die Flugbetriebsordnung vorschreibt. Wozu, sagt sich Peter, ich bringe die „Bude" auch ohne ihn hinunter.

Herunter kommt Peter Siemoneit, doch er schwebt mit überhöhter Geschwindigkeit ein. Prompt erhält er den Befehl zum Durchstarten. Hätte der Flugleiter gewußt, daß die MiG nur noch rund 150 l Kraftstoff in den Tanks hat, so hätte er Peter unverzüglich landen lassen. Auch auf die Gefahr hin, daß sie in den „MiG-Fänger" geraten könnte, in den umgepflügten Streifen am Ende der Landebahn. Viel wäre dabei nicht geschehen.

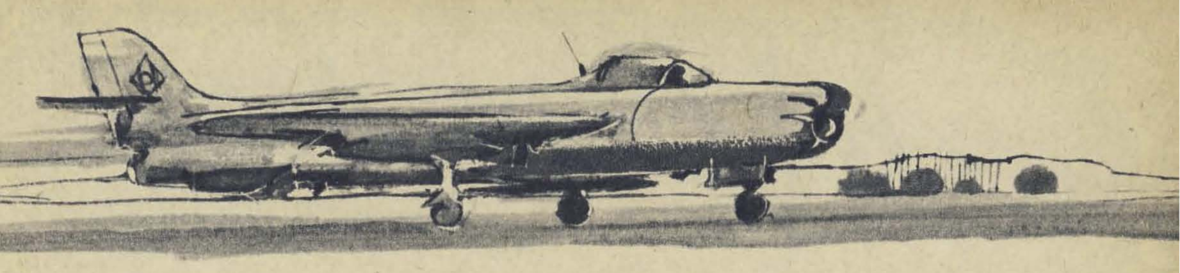
Auch in der zweiten Platzrunde fällt es Peter Siemoneit nicht ein, seinen Kraftstoffvorrat zu melden. Hat es schon hundertmal geklappt, warum nicht auch jetzt? Ein paar Flugminuten mehr können nie schaden. Und Peter fliegt leidenschaftlich gern. Es kommt ihm überhaupt nicht in den Sinn, daß er leichtsinnig, unverantwortlich handelt; denn verpatzt er auch den zweiten Landeanflug, wird es für ihn und das Flugzeug „kriminell", wie die Flieger sagen. Für eine dritte Platzrunde würde der Kraftstoff nicht mehr reichen. Aber dazu wird es kaum kommen, weiß Peter aus Erfahrung. Wozu also die übertriebene Vorsicht? Im Ernstfall fragt auch keiner nach der Flugbetriebsordnung, da zählt nur der Erfolg. Darüber hat Peter oft genug gelesen.

Peter Siemoneit hat unwahrscheinliches Glück. Er bringt die Maschine wohlbehalten zur Erde. Mit 70 l Kraftstoff im Tank! Den alten Flughasen stehen die Haare zu Berge, nicht aber Peter Siemoneit. „Es hat doch geklappt, was wollt ihr mehr?" meint er unbekümmert.

„Wir glauben dir nicht mehr!"

Der Staffelkommandeur ist wütend. Er überlegt, ob es nicht angebracht wäre, Leutnant Siemoneit zum Bodenpersonal versetzen zu lassen. Auch die Parteigruppe der Staffel macht sich Gedanken. Wenn Peter nicht begreifen kann oder will, so muß er die Folgen tragen. Die Parteileitung beruft eine Mitgliederversammlung ein.

Peters sonst so aufgeweckte, pfiffige Augen blicken traurig. Niedergeschlagen sitzt er auf



seinem Platz. Unumwunden gesteht er seine Schuld ein und verspricht Besserung. Das Gesicht des Parteisekretärs jedoch zeigt keine Wirkung.

„Wir glauben dir nicht mehr, Genosse Siemoneit. Du hast uns nicht zum erstenmal enttäuscht", sagt er.

Peter schweigt betroffen. Was soll er dazu auch sagen? Das Mißtrauen der Genossen ist berechtigt. Aber ist es wirklich so, daß er nicht begreifen will, wie sie sagen? Dagegen lehnt er sich innerlich auf. Begreifen will er schon. Nur ob er es richtig anpackt? Wenn er in der Maschine sitzt, sind tatsächlich manchmal alle guten Vorsätze vergessen. Da ist es ihm, als überfalle ihn ein Rausch, der Rausch des Fliegens, der Geschwindigkeit. Es fällt ihm schwer, gegen diese Schwäche anzukämpfen, aber er tut es doch wenigstens. Allerdings, und darin haben die Genossen recht, ist das keine Entschuldigung. Nicht sein guter Wille, sondern allein die Tatsachen zählen. Und die sprechen gegen ihn.

Da fällt ihm Heidi ein. Was wird sie dazu sagen? Werde ich abgelöst, denkt Peter, dann überstehe ich diese Schande nicht. Ich könnte Heidi nicht mehr unter die Augen treten.

Heidi ist für Peter mehr als die zukünftige Ehefrau. Aufgewachsen ohne Eltern, war Peter meistens auf sich allein angewiesen. Nirgends besaß er einen Menschen, der ihm wirklich nahestand, der ihn in allen Fragen des Lebens gründlich beriet. Auf der Fliegerschule und später in der Staffel fand er wohl zahlreiche gute Kameraden, doch den eigentlichen Freund, dem er alles anvertrauen konnte, fand er nicht. Inmitten seiner Genossen fühlte er sich einsam. Nur bei Heidi schüttete er sein Herz aus. Sie war für ihn der Mensch, an dem er sich aufrichten konnte, den er schon lange suchte. Lehrerin von Beruf, wusch sie ihm manchmal auch gehörig den Kopf, und jedesmal spürte er, wie richtig es war, sich ihr anzuvertrauen. Doch wie würde sie auf seine etwaige Versetzung reagieren?

Die letzte Chance

Auf einmal ist Peter hellwach. Arnd Eichhorn spricht, sein Kettenkommandeur. Peter glaubt seinen Ohren nicht zu trauen. Leutnant Eichhorn, der ihm so oft unter vier Augen ins Gewissen geredet, der ihn zuweilen hart angefaßt hatte, ergreift für ihn Partei! Peter habe auch gute Eigenschaften, betont er, er sei bescheiden, fleißig, ehrlich, hilfsbereit und verträglich. Ja, Peter zeige, so paradox das klingen möge, viel guten Willen. Er kämpfe, wenn auch oft noch vergeblich, gegen seine Schwächen an. So einen Menschen dürfe man nicht aufgeben. Arnd Eichhorn erinnert ferner daran, daß Peter ein ausgezeichneter Flieger sei, der weder auf der Schule noch in der Staffel auch nur den kleinsten Unfall verursacht habe.

Dann spricht Horst Schmidt. Er war mit Peter auf der Fliegerschule und fliegt jetzt mit ihm in einer Kette. Er kennt Peter und weiß, daß ein guter Kern in ihm steckt.

„Ablösen ist leicht, erziehen ist schwerer", führt Horst Schmidt aus. „Haben wir wirklich alles getan? Ich glaube nicht. Wir haben immer nur geredet: ‚Mach nicht solchen Mist, Peter! Sei dir deiner Verantwortung bewußt, Peter!' Aber das genügt doch nicht, Genossen! Wir müssen mehr tun. Wir müssen dem Genossen Siemoneit einen echten Halt geben. Dann wird er sich auch ändern."

Die Genossen der Staffel werden nachdenklich. Auch der Parteisekretär und der Kettenkommandeur. Arnd Eichhorn und Horst Schmidt haben recht: Diskutieren alleine ist zu wenig. Und so erhält Peter Siemoneit eine letzte Chance.

Peter findet Freunde

„Da hast du ja noch einmal Glück gehabt, Peter", sagt Horst Schmidt auf dem Wege zur Unterkunft. Arnd Eichhorn fügt freundschaftlich, aber betont ernst hinzu: „Aber das ist deine unwiderruflich letzte Gelegenheit. Nun richte dich auch danach und nimm endlich ernst, was wir dir sagen!"

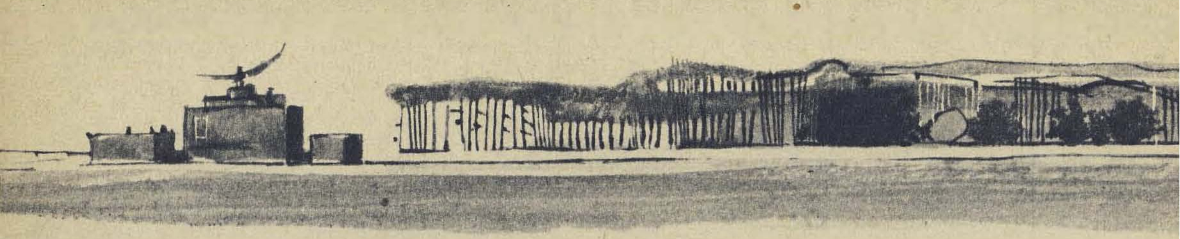
Nachdenklich schreitet Peter neben den beiden her. Sie haben ja so recht, muß er ihnen innerlich zugestehen. Ich gebe mir ja schon Mühe, mich zu ändern, aber...

„Ja, wenn Heidi hier wäre", erwiderte er nach einer Weile. „Sie weiß, wie es um mich bestellt ist. Sie könnte mir helfen."

Da fährt ihn Horst Schmidt scharf an: „Heidi, immer nur Heidi! Sie ist doch nun einmal nicht hier. Und-außerdem: Sind wir dir nichts? Hast du denn vorhin nicht mitgekriegt, daß wir alle dir helfen wollen?"

Diese Worte wirken auf Peter Siemoneit wie Nadelstiche. Er wagt nicht einmal mehr, den beiden Genossen ins Gesicht zu sehen.

Für einen Augenblick bereut Horst Schmidt die Schärfe seines Tones. Aber soll man da nicht aus der Haut fahren, wenn sich einer so isoliert wie Peter? Vielleicht ist das gerade der



Ton, den man bei ihm anschlagen muß. Horst Schmidt nimmt sich fest vor, sich von nun an stärker um Peter zu kümmern, seine Freundschaft zu erobern. Er weiß, daß das nicht leicht sein wird. Peter hat sich abgekapselt, von ihm und vom ganzen Kollektiv. Zu niemandem fand Peter richtig Kontakt. Nur für sich selbst fühlte er sich verantwortlich, nicht aber für die Staffel. Und gerade das muß er noch lernen. Horst Schmidt wird ihm dabei helfen.

In den Tagen darauf spricht Horst Schmidt mit anderen Staffelangehörigen: „Kümmert euch um Peter. Laßt ihn Anteil nehmen an euren Problemen. Geht auf seine Probleme ein."

Die Genossen verstehen, um was es geht. Alle sind bereit, Peter Siemoneit zu helfen. Jeder tut, was er kann. Und bald stellen sich die ersten Früchte ein. Plötzlich beginnt sich Peter für Dinge zu interessieren, die ihn noch vor Wochen kalt ließen. Über vieles beginnt er gründlicher nachzudenken, forscht nach Zusammenhängen, fühlt sich immer mehr den anderen zugehörig, für sie mitverantwotrlich. Wenn er trotzdem noch Sorgen hat, wendet er sich vertrauensvoll an Horst Schmidt, mit dem ihn eine immer enger werdende Freundschaft verbindet. Den Anranzer nach der Versammlung hat er ihm längst verziehen, sich sogar bedankt dafür, weil ihm dadurch erst der richtige Kurs gewiesen worden war. Mit Horst Schmidt verbringt Peter auch einen großen Teil seiner Freizeit.

Was tun Flieger, wenn sie zusammensitzen? Sie sprechen über das Fliegen. Da werden uralte Geschichten aufgewärmt, da werden Vorkommnisse aus anderen Geschwadern besprochen, die vorher im Unterricht ausgewertet werden.

Als sie sich wieder einmal über solch einen Unfall unterhalten, der irgendwann einmal geschah, meint Peter: „Mir wäre das nicht passiert!" ▶

Illustrationen: Karl Fischer

Wer ihn nicht kennt, könnte meinen, er sei überheblich. Aber die Genossen wissen, daß Peter einfach die Gefahr für sich und die Maschine unterschätzt. Er begeistert sich an scheinbaren Heldentaten, möchte diese, ohne sich dessen jedoch richtig bewußt zu sein, am liebsten nachahmen.

Hier liegt bei Peter Siemoneit der Hund begraben, erkennen Horst Schmidt und die anderen Flugzeugführer. „Nicht der tollkühne Draufgänger ist der bessere Flieger, sondern der, der diszipliniert fliegt", hämmern sie ihm ein. Wenn auch langsam, aber Peter begreift das. Jetzt wird ihm allmählich bewußt, daß er durch seinen Leichtsinn schon Situationen heraufbeschworen hatte, die ihm Kopf und Kragen hätten kosten können. Diese Gefahr ständig vor Augen, fliegt er von nun an vorsichtiger, diszipliniert. Nicht nur, weil er die Gefahr erkannt hat, er will auch seine Genossen nicht enttäuschen. Noch ist Peter nicht völlig auf Gegenkurs gegangen. Wohl begeht er jetzt keine ernsten Verstöße mehr gegen die Flugbetriebsordnung, aber da sind hier und da noch einige Unebenheiten, die den Genossen nicht gefallen.

Eine schmerzhafte Operation

Eines Tages hatte sich Peter bei einem Schlechtwetterflug auf das Funkfeuer nicht richtig eingestimmt und wäre beinahe auf einem fremden Platz gelandet. Was tun, überlegen die Genossen, um ihn zu größerer Sorgfalt zu erziehen? Hier könnte uns Heidi helfen, besinnen sie sich. Sie wissen, daß Peter vor seiner Verlobten Respekt hat. Schon manches Wiedersehen zwischen ihnen wurde empfindlich getrübt, wenn sie ihm den Kopf zurechtsetzte. Die junge Lehrerin ist mit Peters Verhalten ganz und gar nicht einverstanden. Sie möchte keinen tollkühnen Scheinhelden zum Mann, sondern einen Menschen, auf den unbedingter Verlaß ist.

Peter wehrt entsetzt ab, als ihm Horst Schmidt die Absicht des Kollektivs mitteilt. Das Bild, das Heidi von ihm hat, ist ohnehin nicht das allerbeste. Und wenn jetzt noch die Genossen zu ihr gingen...

Aber Horst Schmidt läßt sich nicht abweisen. Er und seine Freunde glauben, in dieser Beziehung Heidi besser zu kennen als er. Trotz aller Ärgernisse hat sie in den vergangenen Monaten fest zu Peter gehalten. Das beweist, daß sie ihn aufrichtig liebt, es zeigt auch, daß sie ihrem Verlobten vertraut.

Jede Operation ist schmerzhaft und unerfreulich. Das erfährt auch Peter Siemoneit, als seine Verlobte wieder zu Besuch in den Standort kommt. Unerwartet tauchen Horst Schmidt und einige weitere Flugzeugführer auf. Peter ist das so peinlich, daß er am liebsten im Erdboden versinken möchte. Doch er kann nicht mehr ausweichen.

Die Genossen nehmen Heidi gegenüber kein Blatt vor den Mund. Offen erzählen sie ihr, wie sie sich um Peter sorgen und wie es zunächst schien, als seien alle Bemühungen vergeblich. In letzter Zeit habe sich Peter schon sehr zu seinen Gunsten verändert, verhehlen sie ihr nicht. Aber sie seien damit noch lange nicht zufrieden. Heidi soll ihnen helfen.

Heidi sieht Peters Freunde verwirrt an. Es ist ein bißchen viel, was da plötzlich auf sie einstürmt. Ihr Verlobter hatte ihr wohl vieles erzählt, aber nicht immer die volle Wahrheit. Bis heute schätzte sie ihn als leichtsinnigen, unüberlegten Burschen, der mitunter zuviel wagte und deshalb mit seinen Genossen in Konflikt geriet. Daß er sich durch seinen Leichtsinn selbst in Gefahr begab, daß die Dinge weit ernster, komplizierter und damit schwieriger sind, wird ihr erst jetzt voll bewußt. Es ist ihr nur ein schwacher Trost, wenn Peters Freunde versichern, er befinde sich jetzt auf dem richtigen Wege.

Peters Freunde gehen. Heidi und Peter sind allein. Für Peter Siemoneit beginnt, wie er mir gesteht, eine der unangenehmsten Stunden seines Lebens. Heidi kennt ihren Verlobten und weiß, wo er empfindlich ist. Sie packt ihn an seinem Ehrgefühl, hält ihm schonungslos den Spiegel vors Gesicht. Sie halte ihn weder für leichtsinnig, noch für mutig, sagt sie, sondern einfach für willensschwach. „Kann man denn einen Menschen, der seinen Fehler einsieht, aber nicht die Kraft aufbringt, ihn zu überwinden, anders bezeichnen?"

Es ist für Heidi wie für Peter ein bitterer Tag. Trotzdem wissen sie, als sie sich auf dem Bahnhof voneinander verabschieden, daß sie nun erst recht zueinander gehören. Die letzten Stunden haben sie das deutlich spüren lassen.

Ohne Übertreibung

Inzwischen ist Peter verheiratet, glücklich verheiratet, wie ich erfahre, und wohnt mit Heidi im Standort. Seit fast einem Jahr gibt es keine Klagen mehr über ihn. Eigentlich müßig, jetzt noch zu fragen, ob sich Peter Siemoneit nun endgültig auf den neuen Kurs eingeflogen hat, trotzdem tue ich es. Aber da zeigt Horst Schmidt, heute Propagandist des Geschwaders, auf Peters Uniform und antwortet mit Gegenfragen:

„Wäre er sonst Oberleutnant und Flugzeugführer der Klasse I geworden? Und würden wir dann seine Bewerbung zum Besuch der Militärakademie unterstützen?"

Peter wehrt bescheiden ab: „Nun übertreibe mal nicht gleich. Die Frage ist schon berechtigt. Genügend Kopfschmerzen habe ich euch ja bereitet, euch und auch Heidi."

„Was heißt übertreiben?" entgegnet darauf Horst Schmidt. „Ist es denn übertrieben, wenn ich die Wahrheit sage? Freilich hatten wir tüchtig zu boxen, damit wir dich hinkriegten. Aber unsere Anstrengungen haben sich gelohnt. Und das ist doch wohl die Hauptsache."

Der Kompaß ist auf See ein unerläßliches Hilfsmittel zur Bestimmung des eigenen Standortes.



SILBENKREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 2. Zeichengerät, 5. Kernwaffenträger, 6. Hauptstadt des Iran, 7. Stadt in Italien, 9. Kamelart Südamerikas, 11. Stellvertreter des Ministers für Nat. Verteid. der DDR, 12. Staat in Afrika, 13. Hauptstern des Sternbildes Leier, 14. Halbinsel im Norden der UdSSR, 16. Futter- und Kleiderstoff, 18. sowj. Kosmonaut, 19. Kondensationsform des Wasserdampfes, 21. männl. Haustier, 22. südamerik. Hauptstadt, 23. Seebad in Bulgarien, 24. männl. Vorname, 26. längster Fluß Finnlands, 28. asiat. Staat, 30. Nachbildung, 31. Schußwaffe, 32. Berg in Afrika.

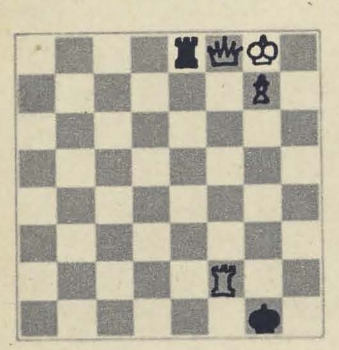
Senkrecht: 1. Oper von R. Strauß, 2. Buchstabe, 3. Stadt in Nordrhein-Westfalen, 4. Vorrichtung zur Gewinnung von Atomenergie, 8. Verschlußvorrichtung, 10. Hauptstadt der Philippinen, 11. Teil des Motors, 14. Antreteordnung, 15. Elektronenröhre, 17. Dienstgrad, 20. Komponist der Oper „Norma", 21. Südseeinsulaner, 24. Mitbegründer der KP Italiens, 25. Verkaufsprodukt, 27. Spezialschiff, 28. sowj. Währungseinheit, 29. Hauptort der Samoa-Insel Upolu.

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Hauptstadt Boliviens, 4. Hauptteil einer Burg, 8. rumän. Spitzensportlerin, 12. altröm. Grenzwall, 15. Schmuckstein, 16. südengl. Stadt, 17. griech. Siegesgöttin, 18. Abkürzungszeichen, 19. indian. Kultzeichen, 20. Meister der polit. Satire, Mitarbeiter der „Roten Fahne", 21. estn. Hafenstadt, 23. Nebenfluß des Rheins, 24. Wasserpfütze, 25. Fluß in Mittelsibirien, 26. Gebirgsstock in Bulgarien, 29. Gallertartige Masse, 30. internat. Standard für Passungen (Abk.), 32. Konstrukteur eines Motors, 34. Fahne, 37. Stadt in Frankreich, 40. frz. Hafen, 42. Meeresriese der germ. Sage, 44. Konstrukteur eines MG, 46. Schriftstück, 49. Begriff aus der Bruchrechnung, 51. See in der UdSSR, 52. Hafen in Unterägypten, 54. Hebezeug, 55. Rufname der Funkstreifenwagen der Berliner VP, 56. Stadt im Ural, 57. Stadt in Westfalen, 58. Treibmittel, 59. russ. Männername, 61. Kommandeur der span. republikan. Armee, 64. Märchenwesen, 66. Maskottchen der Fußballweltmeisterschaft in England, 69. bayr. Mädchenname, 72. Metall, 74. Wundmal, 76. Verschlußteil, 77. Schanzzeug, 80. Geschwulst, 81. Stadt in Westsibirien, 83. früherer Name von Tokio, 85. Teil des Auges, 87. ethischer Begriff, 90. berühmter ital. Tenor, 93. Erdteil, 94. Haustier, 96. Meßgerät, 97. Stadt in Italien, 98. sowj. Schriftstellerin („Ein Haus zieht um"), 91. norweg. Dramatiker, 100. Teil eines Schiffes, 101. Wahrzeichen von London, 102. russ. Mädchenname, 103. bulgar. Stadt am Schwarzen Meer, 104. Niederschlag, 105. Vertiefung, 106. Synonym für Psyche.

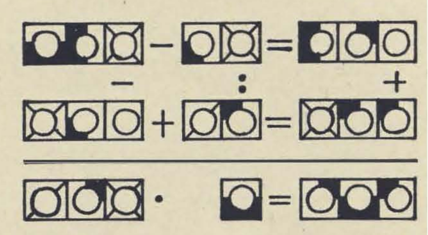
Senkrecht: 1. neuartige Lichtquelle, 2. Wasserstandsmesser, 3. franz. Schriftsteller, 4. Geschoß, 5. Liliengewächs, 6. Gestalt aus der „Fledermaus", 7. Volk in Nordafrika, 8. Stadt in der UdSSR (Lokomotivbau), 9. Stadt in Frankreich, 10. ind. Münze, 11. abgekürzte Unterschrift, 12. Strom in Sibirien, 13. Gestalt der franz. Revolution, 14. imperial. Militärpakt, 22. Kurort in der Schweiz, 27. Gedankenblitz, 28. norw. Mathematiker, 29. russ.-sowj. Schriftsteller, 31. Abwesenheitsnachweis, 33. Handlung, 35. törichter Mensch, 36. männl. Vorname, 38. Laufvogel, 39. orient. Männername, 40. Dauerfahrer hinter Motoren, 41. Strom in Vorderasien, 43. Kehrseite einer Münze, 44. Stellv. des Präsidenten der Volkskammer, 45. Stadt am Rhein, 47. Ränkespiel, 48. Eintrittsgeld, 50. Widerwillen, 53. Bergmassiv in den Alpen, 58. deutscher revol. Schriftsteller, 59. skandinav. Münze, 60. Fischereifahrzeug, 62. Gebirge auf Kreta, 63. Getränk, 65. Lockergestein, 67. Sadt in Togo, 68. Nebenfluß der Donau, 70. Chef der Volksmarine, 71. Nebenfluß der Donau in Bulgarien, 73. Abtragung der Erdoberfläche, 75. Kompaß, 78. zirkelähnliches Meßgerät, 79. Eiweißgemisch des Getreides, 81. berühmter Diamant, 82. Vorbild der Sportjugend, 84. ital. Dichter, 86. See in Finnland, 88. Autor des Romans „Der Steppenwolf", 89. Roman von G. Nikolajewa, 91. jugosl. Karstfluß, 92. Schmiermittel (Mz.), 94. engl. Schulstadt, 95. unterer oder schwarzer Jura (Erdzeitalter).

SCHACHAUFGABE



Matt in drei Zügen.

RECHNEN UND RATEN



Jedes Karo bedeutet eine Ziffer, gleiche Karos bedeuten immer gleiche Ziffern. Es sind dieser Aufgabe entsprechend die Ziffern zu finden, die – in die Mittelfelder der Karos eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Rechenaufgaben richtig lösen.

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 11/1965

FÜLLRÄTSEL: 1. Bandera, 2. Turnier, 3. Pasteur, 4. Messing, 5. Patrone, 6. Kastell, 7. Kombine — Bussole.

RÄTSELKAMM: 1. Radon, 2. Plast, 3. Titan, 4. Telex, 5. Radar — Repetitor.

ALLES KREUZT SICH: Nach rechts unten: 1. Mil, 2. Turek, 3. Gubin, 4. Tatar, 5. Kabul, 6. Butan, 7. Konin, 8. Nadel, 9. Kos. — Nach links unten: 3. Gum, 4. Turin, 5. Kobel, 6. Batik, 7. Kuban, 8. Natur, 9. Kanal, 10. Rodin, 11. Sen.

SILBENKREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Tokio, 3. Hangar, 5. Fahrrad, 6. Berka, 8. Dementi, 9. Tapas, 11. Novelle, 12. Mako, 14. Selene, 16. Genre, 19. Tirana, 21. Dekade, 24. Nabe, 25. Salome, 28. Panorama, 29. Division, 31. Ravenna, 33. Ode, 35. General, 37. Arkade, 38. Rondo, 40. Algebra, 42. Nebel, 44. Debatte, 45. Kemi, 47. Litewka, 48. Nana, 50. Toni, 51. Nessus, 52. Bel ami.

Senkrecht: 1. Taranto, 2. Ober, 4. Gardelegen, 5. Fatima, 7. Kanone, 8. Passé, 13. Korona, 15. Legende, 17. Retina, 18. Linde, 19. Rapallo, 21. Rabe, 23. Kasino, 25. Samara, 26. Medina, 27. Lyon, 28. Pamir, 30. Sirene, 32. Ventrikel, 33. Oka, 34. Dederon, 35. Gelage, 36. Rolle, 37. Ardenne, 39. Dodekanes, 40. Altena, 41. Brake, 43. Bellini, 46. Miami, 49. Nobel.

WÖRTER IN KREISEN: 1. Leere, 2. Erker, 3. Kiele, 4. Celle, 5. Lehre, 6. Erwin, 7. Niere, 8. Riege, 9. Regen, 10. Teere, 11. Trage, 12. Legat. — Erich Weinert

SCHACH: Weinheimer. 1. Se8! L:e8 2. Sg8 Tf1+ 3. Kg7 Tf7+ 4. Kh6. Nun ist der Läufer eingesperrt, und Schwarz erliegt überraschenderweise dem Zugzwang! Eine schwierige Sache. Nebenvariante 1. . . . Tf1+; 2. Kg7 L:e4; 3. Sc7+ Ke5; 4. S:g4+; 5. Dd7 matt.



Wie reagierten Sie, lieber Leser, würde ein wurfgewaltiger, athletischer Handballer bis auf etwa 2 Meter an Sie heranspringen, mit aller Kraft ausholen und Sie mit dem 450 g schweren Handball zu „erschießen" drohen? Sicher würden Sie vor Schreck die Augen zukneifen, den Körper zusammenkrümmen, ihn so klein wie möglich machen und die Arme zum Schutz vor das Gesicht hochreißen. Das jedenfalls wäre eine ganz natürliche Reaktion – ein bedingter Reflex gewissermaßen gegen eine drohende Gefahr. Sind Sie jedoch Hallenhandballtorsteher, darf es eine solche „natürliche Reaktion" für Sie nicht geben. Ist es doch die Aufgabe des Schlußmannes, die heranfegende Lederkugel irgendwie – mit den Armen, den Beinen oder mit dem Körper – aufzuhalten. Er muß also genau entgegengesetzt zu der erwähnten natürlichen menschlichen Reaktion handeln: Die Augen offen behalten, um in jedem Fall reagieren zu können, sich groß machen, Arme und Beine ausbreiten, eventuell dem Schützen sogar entgegengehen, um den Wurfwinkel zu verkürzen – also seinen ganzen Körper als Zielscheibe für Würfe schwersten Kalibers darbieten. Und das zigmal in einem Spiel, im Training gar hundertemal. Daß dazu vor allem Mut gehört, Mut und Härte gegen sich selbst, muß wohl nicht besonders betont werden.

„Wer Angst hat, braucht sich gar nicht erst ins Hallenhandballtor zu stellen", meint Oberfeldwebel Rainer Frieske (auf unserem Bild beim Training), Torhüter des ASK Vorwärts Berlin und Mitglied der Hallenhandballnationalmannschaft der DDR. Und Hauptmann Gerhard Schulze, sein Vorgänger im Tor der ASK-Handballer, heute technischer Leiter der Mannschaft, setzt hinzu: „Was man in einem Spiel oder während des Trainings an empfindlichen Treffern auf den Körper, auf die Arme und manchmal sogar ins Gesicht bekommt, das merkt man so richtig erst hinterher oder am nächsten Tag, wenn man die grünen und blauen Flecke an seinem Körper zählt."

Herbert Dittrich, Trainer des ASK und seit Jahren gemeinsam mit Heinz Seiler auch für unsere Nationalmannschaft verantwortlich, ist sicher der berufene Mann, um zu diesem Thema etwas zu sagen: „Einen guten, einen erstklassigen Hallenhandballtorhüter zu entwickeln ist sehr schwer, da für diese Position mehr als für jede andere besondere individuelle und Charaktereigenschaften Voraussetzung sind. Ohne Mut, Willens- und Überwindungskraft, Nervenstärke, Konzentrationsfähigkeit und auch einen Schuß Temperament wird der Handballtorsteher in der Halle keinen Erfolg haben. Er kann jedoch ein Spiel ganz allein entscheiden, wenn er nämlich all diese Eigenschaften besitzt und sie mit der notwendigen allseitigen athletischen Durchbildung sowie hohen technisch-taktischen Fähigkeiten verbindet."

Hier einige Spielsituationen, die das deutlich machen:

Minutenlang wandert oft der Ball vor dem Wurfkreis in den Reihen des Gegners hin und her. Der Angreifer sucht eine Lücke zum Torschuß. Höchste Konzentration verlangt diese Situation vom Torsteher. Wie ein Tiger springt er von Pfosten zu Pfosten, je nachdem auf welcher Seite der Ball ist. Stets muß er die Lederkugel im Auge behalten.

Gleichzeitig dirigiert er seine Abwehr, damit sich dem Gegner keine Lücken auftun. Und dann kommt der Wurf: Meist als Seitfallwurf à la Otto Hölke (DHfK) am Deckungsspieler vorbei, oder mit einem Sprungwurf Marke Waldemar Pappusch (ASK) über die Abwehrmauer hinweg. Da heißt es blitzschnell reagieren, bei flachen Würfen mit artistischer Spagat-Fußabwehr, bei halbhohen oder hohen Bällen, wenn erforderlich, mit einer mutigen Robinsonade. Ist die Abwehr geglückt, ist der Torhüter schon wieder der erste Aufbauspieler. Versteht er es, mit einem blitzschnellen, genauen Abwurf einen seiner in diesem Moment sofort an den gegnerischen Wurfkreis gesprinteten Stürmer anzuspielen, hat er in wenigen Sekunden praktisch zwei Tore für seine Mannschaft gutgemacht: Ein gegnerisches Tor durch seine Parade vereitelt – einen sicheren Treffer für sein Team durch das genaue Anspiel des „Abstaubers" vorbereitet.

Aber ebenso oft kommt der Stürmer auch frei am Kreis zum Wurf, hechtet sich im Sprungfallwurf in den Torraum hinein. Um dann die harten Würfe aus kürzester Entfernung zu parieren, muß sich der Schlußmann mutig entgegenwerfen und blitzschnell mit höchster Körperbeherrschung reagieren. Dann muß er auch harte Körpertreffer „verdauen", aber auch Torerfolge des Gegners hinnehmen, ohne die Nerven zu verlieren, ohne zu resignieren. So steht der Torhüter im Hallenhandball oft im Mittelpunkt des Spielgeschehens und der Zuschaueranteilnahme. Er kann zum entscheidenden Mann werden, sowohl für den Sieg seiner Mannschaft wie auch – findet er nicht seine Form, oder verliert er die Nerven – für eine bittere Niederlage. Vielleicht sollten wir, ist das letztere der Fall, bevor wir ein Pfeifkonzert anstimmen, einmal daran denken, was der Mann im Hallenhandballtor leisten muß, um wirklich „Klasse" zu sein. *Wi.*





HEFT 12
DEZEMBER 1965
PREIS MDN 1,-

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Major Hansjürgen Usczeck · Anschrift der Redaktion: 1055 Berlin, Postschließfach 7986, Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Fedorowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Major Jiři Blecha, Prag; Major Janusz Szymański, Warschau; Major Lasar Georgiev, Sofia; Major László Serfözö, Budapest; Oberstleutnant Ion Nichifor, Bukarest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28—31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Druck: VEB Druckhaus Einheit Leipzig III/18/211 · Gestaltung: Horst Scheffler.



Redaktionsschluß dieses Heftes: 15. Oktober 1965

Fotos: Gebauer (23) Titel, Rücktitel, S. 13, 14, 15, 16, 17, 26, 27, 28, 29, 65, 89, 93; Kießling (1) S. 8; Archiv (12) S. 21, 22, 23, 60, 62, 78, 79, 82; Fukatsch (2) S. 25; Zentralbild (3) S. 29, 52, 84; Spisla (7) S. 34, 35, 36, 37; Wlocka (1) S. 43; Barkowsky (6) S. 47, 48, 49; Progress (1) S. 50; Chmurzynski (5) S. 54, 55, 56, 57; TASS (2) S. 60, 62; Gatschikow (2) S. 62, 63; Militärbilddienst (3) S. 63, 69, 79; Morgenstern (1) S. 64; Dressel (1) S. 84.

TITELBILD: Grenzsoldaten der ČSSR und der DDR bei einer gemeinsamen Aktion.

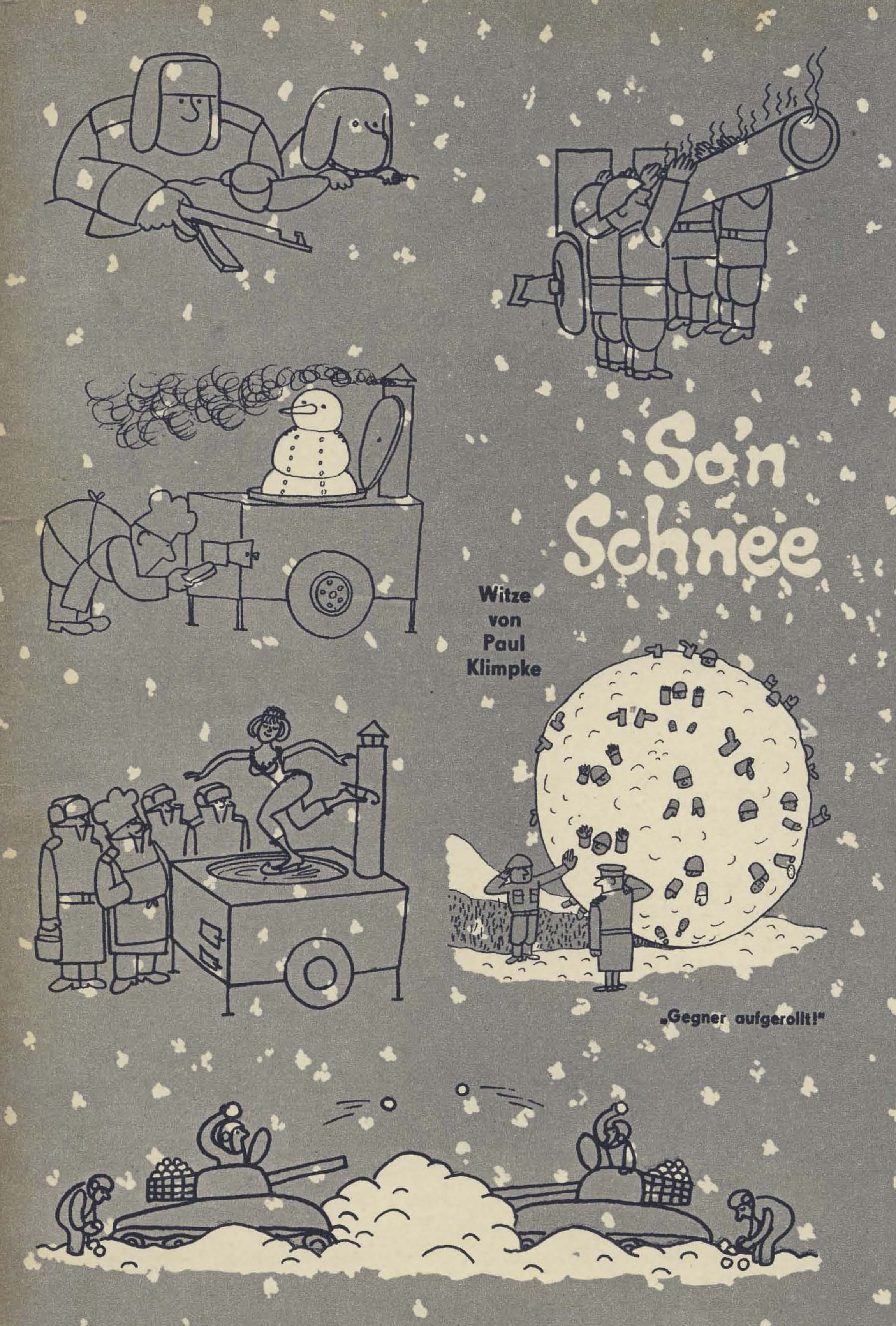
STAR-Palette

Sie stammt aus der slowakischen Stadt Brno und heißt Olga Divinová. Als Olga acht Jahre alt war, zog es sie mit unwiderstehlicher Gewalt an den Rand der Eisfläche, und sie bewunderte alle, die einen Bogen fahren konnten, eine Pirouette zu drehen vermochten oder denen gar ein Sprung gelang. Mit zehn Jahren wirbelte sie dann selbst über das glitzernde Eis. Und dann gab es für sie nur noch diese Leidenschaft. Natürlich durfte die Schule nicht zu kurz kommen, auch dann nicht, als sie im Laufe der Zeit die Hand nach dem Lorbeer der tschechoslowakischen Jugendmeisterin im Eiskunstlauf ausstreckte. Das große Vorbild für Olga war schon damals ein Eiskunstläufer, der über die Grenzen des Landes hinaus Sympathien und Anerkennung fand: Karol Divin, mehrfacher Europameister und Silbermedaillengewinner



von Sqaw Valley. Inzwischen ging die Schulzeit vorbei, Olga arbeitete als Laborantin in einem wissenschaftlichen Labor, aber die Liebe zum Eiskunstlauf – und nicht nur dazu – nahm nicht ab.
Im vorigen Jahr nun probierte Olga Divinová den Sprung vom Eiskunstlaufamateur zum Eislaufstar beim Film. In der deutsch-tschechoslowakischen Koproduktion „Eine schreckliche Frau" spielte sie die Titelheldin. Daß eine Frau, die so aussieht wie Olga Divinová, gar nicht so schrecklich sein kann, davon sind Sie doch hoffentlich auch überzeugt?
Der Eisrevuestar Eva war Olgas erste Filmrolle. Bekanntlich endet die Filmkomödie damit, daß Eva ihrem eifersüchtigen Ehemann als Strafe für sein mangelndes Vertrauen zu ihr auferlegt, jeden Tag während ihrer Proben im Eispalast zu sitzen. Er kann sich das leisten, denn er ist freiberuflich als Ehepsychologe beim Fernsehen tätig. Während eines Interviews bat uns die reizende Slowakin, den Lesern des Soldatenmagazins mitzuteilen, daß es keinerlei Übereinstimmung zwischen dem Filmgeschehen und der Wirklichkeit gibt.
Was hiermit geschehen sei.

Ruth Schmal



Index 31 036

